X 1280

LD 1604

Die gute Christine.

Oder
eine Geschichte
für
Dienstbothen,
auch
für Eltern und Herrschaften.

[Verf.: Johann Gottfried Essich]

Augsburg.
Bey Conrad Heinrich Stage,
1793.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

1948.1916

Vorrede.

Zu meiner Entschuldigung wegen der Herausgabe dieses Werkchens habe ich nur sehr weniges zu sagen. — Am allerwenigsten glaube ich mich gegen den Vorwurf verantworten zu dürfen, „daß so ein Buch, weil mehrere dergleichen vorhanden seyen, überflüßig wäre.“ Mir wenigstens und meinen Freunden, die ich hierüber befragte, ist keines von dieser Art in diesem Kleide bekannt: — ob ich gleich weis, daß es mehrere Schriften für Dienstbothen giebt, ich meyne solche, die be-

sonders für sie und für ihre Beleh-
rung geschrieben sind, wozu ich neben andern insonderheit auch das christliche Sittenbuch fürs Gesinde rechne, welches in Berlin herausgekommen ist. Allein so gut und lehrreich diese Schriften sind, so werden sie eben doch, und vielleicht gerade deswegen, weil sie die Form der Lehrbücher haben, wenig gelesen. Ueberhaupt machen dergleichen Schriften, am allerwenigsten oft bey denjenigen, für welche sie eigentlich bestimmt sind, ihr Glück. Die wenigsten von einer gewissen Menschen-Klasse wollen belehrt, die meisten wollen nur unterhalten seyn: viele finden ohnehin am Lesen wenig Geschmack, und da hält es freylich sehr schwer, solchen Personen nützliche Kenntnisse und Wahrheiten beyzubringen. Indessen

hat

hat es doch schon manchem Schriftsteller und Lehrer geglückt, durch das Gewand der Erzählung und Geschichte, in welches er seine Lehren und Wahrheiten einhüllete, Lust zum Lesen, Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit bey demselben, eine belehrende Neugierde zu erregen, und dadurch manches Gute zu stiften. Ob dieß auch der Fall bey Christinens Lebensgeschichte, so weit dieselbe nach unserm Plane reicht, seyn werde: — das wird sich zeigen, — das wünsche ich, das hoffe ich auch, nicht ohne allen Grund, wenigstens haben mich meine Freunde und Freundinnen versichert, daß diese Schrift aus welchen ich ihnen manches vorlas, gewiß nicht ohne Nutzen bleiben würde, und mich daher zur Herausgabe derselben ermuntert. Der Zweck derselben ist

also kein anderer, als Dienstbothen an dem Beyspiel Christinens von einer christlichen Denkungsart und von den Pflichten in ihrem Beruf zu belehren, und sie auf der andern Seite, im gegenseitigen Falle vor einer schlechten Denkungs- und Handlungsart, die man bey vielen antrifft, zu warnen. So sehr ich bemühet war, meinen Gegenstand, wenigstens der Hauptsache nach, zu erschöpfen, ohne zu weitläuftig zu werden, so weit ich oft ins Detail hineingieng, so fühle ich es doch, daß mir manches zu berühren übrig geblieben. Vielleicht läßt sich dieser Unvollkommenheit ein andermal abhelfen! — Mein Wunsch wäre freylich gewesen, daß dieses Werkchen noch auf die heil. Weihnacht des verfloßenen Jahres hätte ge-

druckt werden können, weil es alsdenn dem Gesinde von seiner Herrschaft am besten hätte in die Hände gespielt werden können. Doch dieß kann ja zu einer andern Zeit auch geschehen: und vielleicht giebt es hie und da einen Hausvater oder eine Hausmutter, die, wenn sie die gute Christine gelesen, oder von dem Zwecke ihrer Lebensgeschichte gehört haben, einige Groschen nicht sparen, und dieses Büchlein ihrem Gesinde zum Geschenke machen werden! Vielleicht giebt es auch manchen Dienstbothen selber, dem für seine Belehrung und Unterhaltung einige Groschen nicht zu viel sind! Beym Lesen dieses Büchleins ist mir nicht bange dafür, daß sich mancher Dienstbothe, nach seinen guten, lobenswürdigen Eigenschaften oder nach seinen Fehlern

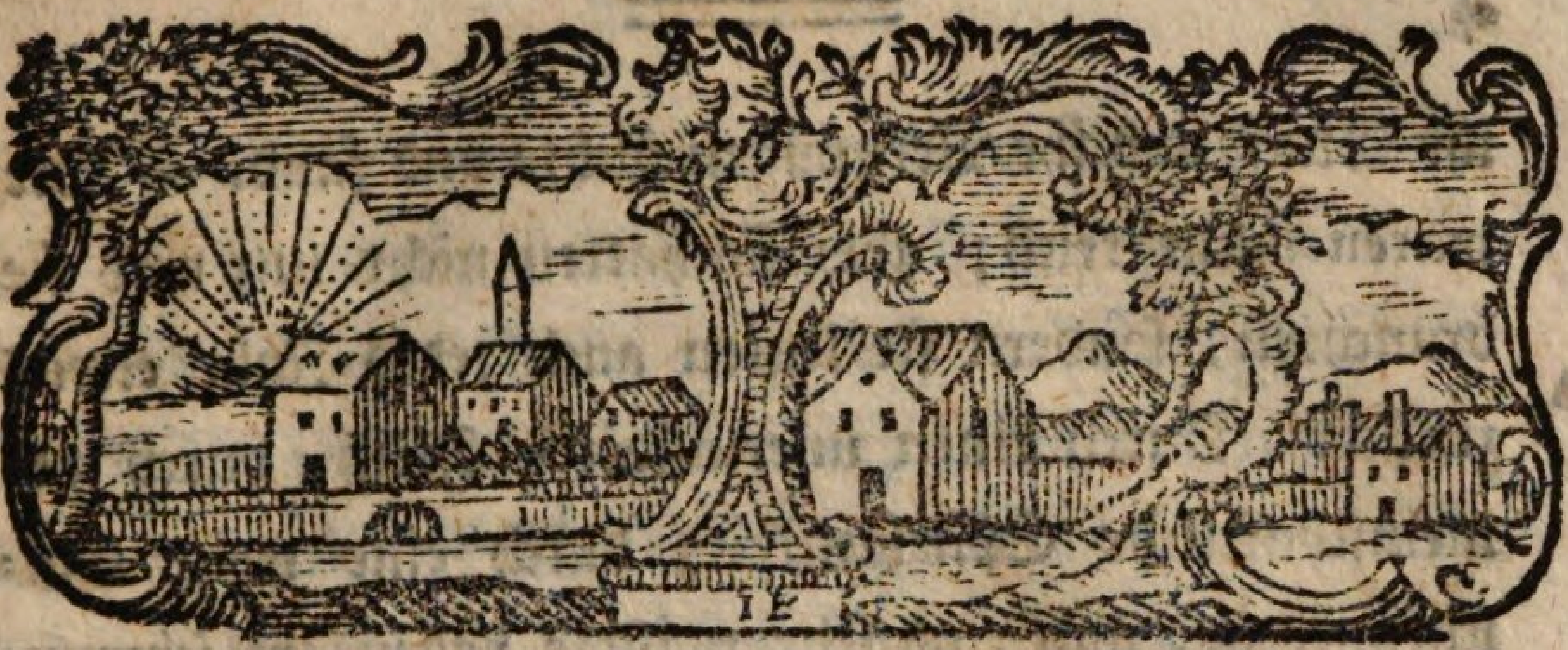
werde kennen lernen: denn meine Feder leitete die Erfahrung und eine ziemlich genaue Kenntniß dieser Menschen-Klasse. Möchte jeder weibliche Dienstbothe in sich eine Christine finden! Und möchten alle die Christinen werden, die es noch nicht sind! Gott lasse auch diese Schrift und die gute Absicht derselben gesegnet seyn, um Jesu willen!

Den 5. Jan. 1793.

Der Verfasser.

Die gute Christine.

Oder eine Geschichte für Dienstbothen, auch für Eltern und Herrschaften.



Erstes Kapitel,

oder

Einleitung:

Etwas aus einem Ehestands-Katechismus,

zu lesen oder zu überschlagen, wie man will.

Etwas von Christinens Eltern, deren häuslichen Tugenden und häuslichem Glück. Von der Art ihre Kinder zu erziehen und von dem guten Fortgang ihrer Erziehung.

Christine war die Tochter rechtschaffener, bürgerlicher Eltern zu **. Ihr Vater war ein geschickter und fleißiger Schreiner, und seine Ehegattin, im rühmwürdigsten Verstande des Wortes, eine Hausmutter, die ganz für ihren Mann und für ihre Kinder lebte, und in ihren häuslichen Beschäftigungen allein

ihr Glück und ihr Vergnügen suchte und fand. — Sie waren nicht reich; aber sie hatten nicht nur was sie brauchten, sondern sie legten auch jedes Jahr etwas zurück. Durch einen unermüdeten Fleiß, durch gemeinschaftliche Sparsamkeit, durch eine weise Einschränkung, und eine sehr mäßige Lebensart schwungen sie sich auf denjenigen Grad bürgerlichen Wohlstandes hinan, der beneidenswürdiger ist, als die größten Reichthümer und das oft so kummervolle Glück der Vornehmen. Aber sie giengen auch die Sache anders an, als es die meisten unter ihren Mitbürgern anzugehen pflegten, die zwar vor ihnen durch ererbtes Geld und Gut und andere Vortheile viel zum voraus hatten, die es aber bey ihrer Lebensart und bey ihren Geschäften sehr verfehlten. Daher sagte Jakob (so hieß Christinens Vater) oft zu seiner Ehegattin, wenn von Bürgern die Rede war, die sich nicht fortbringen konnten, die über Nahrungsmangel klagten, die in schmählige Armuth und kummervolle Umstände herunter gesunken waren: „ich wundere mich nicht, daß es mit diesem und jenem nicht besser steht, daß so manche bürgerliche Familien in elenden Umständen seufzen und endlich zu Grunde gehen. Es sind hieran wahrlich nicht immer böse Zeiten und der Mangel an Arbeit und Verdienst Schuld. Wie viel giebt es in unserer Stadt zu verdienen! Ich habe immer die Hände voll zu arbeiten: und da dächte ich, sollte es andern an Arbeit und Erwerb wenigstens zum Theil auch nicht

fehlen.

fehlen. Aber manche mögen nicht arbeiten, oder sie bringen zu wenig Zeit bey ihrer Arbeit zu: sie können die Stunde kaum erwarten, wo sie aus ihrer Werkstätte in Wirthshäuser eilen; ja sie brechen untertags oft ihren Geschäften einige Stunden ab, und widmen sie bald da, bald dort ihren Vergnügen. Andere sind in ihrem Beruf viel zu eigensinnig und verderben sich dadurch selber das Spiel. Wenn man ihnen hundertmal Anleitung giebt, wie sie eine Arbeit nach besserm Geschmack, nach der herrschenden Mode verfertigen sollten, so wollen sie doch diesen Rath nicht benutzen; und sie lassen oft lieber einen Verdienst fahren, als sich einreden; meistens blos aus dem einfältigen Vorurtheil, daß sie ihre Arbeit schon verstünden, und weil sie von ihrer hergebrachten Gewohnheit nicht abgehen wollen. Andere sind zu träge und halten die Leute mit der Arbeit bald aus dieser, bald aus jener Ursache auf. Andere sind unverschämt, und weil sie wenig Verdienst haben, so wollen sie sich bey einer Arbeit, die ihnen bestellt ist, durch einen übertriebenen Lohn, den sie fordern, erholen. Andere verstehen wirklich ihre Arbeit nicht; aber sie wollen doch Meister seyn, und sie leiden lieber Mangel, als daß sie bey andern Meistern Arbeit suchten und auf diese Weise für ihr Fortkommen und beßere Einsichten sorgten. Und, was hilft auch, sagte Jacob, diesen und jenen, was hilft z. E. unsern Nachbarn seine Geschicklichkeit und sein Fleis? — Es ist wahr, der Mann

verdient sich ein schön Stück Geld, und er könnte es weit bringen — aber es kann ihm in der Zukunft doch noch fehlen. Er macht gar zu viel Aufwand mit seinem Weibe und mit seinen Kindern: und so machen es viele, und richten dadurch sich und die Ihrigen zu Grunde. Sonst kleideten sich kaum die Vornehmen wie sich jetzt mancher Handwerksmann mit seinem Weibe und mit seinen Kindern kleidet. Wie allgemein, selbst unter solchen Leuten, die sich oft kärglich durchbringen müßen, sind seidene Kleider! Und jede Mode — wie geschwind wird sie von Bürgersweibern und Bürgerstöchtern nachgeahmt! Dazu kommt noch das Wohlleben — das gute Essen und Trinken, an das man sich gewöhnt hat, das Schmaußen auf Dörfern und öffentlichen Plätzen, nicht nur an Sonn- und Feyer- sondern auch an Wochentagen, das häufige alltägliche, an einem Tage oft zwey bis dreymal wiederholte Kaffetrinken, und was desgleichen mehr ist. — Wie kann sich ein Bürger, wenn er nicht großes Vermögen besitzt, oder übermäßiges Einkommen hat, wenn er nicht den Betrüger machen und zulezt mit Spott und Schanden bestehen will, bey einer solchen Lebensart fortbringen?

Jacob war bey diesem Gespräch in großen Eifer gerathen, und nachdem er eine Zeitlang nachdenkend geschwiegen hatte, sagte er zu seinem Weibe: Nicht wahr, Leonore! wir befinden uns doch besser, bey unserer

ſerer Lebensart? Und dabey ſoll es bleiben! Ich will fleißig arbeiten und Du hilfſt mir ſparen. Ich will durch meiner Hände-Arbeit Geld verdienen und Du wirſt es zu Rathe halten. Was wir erübrigen, das ſey für unſere lieben Kinder, und auf die Zeiten des Alters, der Krankheiten und der leicht einzutretenden Unglücksfälle aufbehalten.

Hier ſtund er auf, und holte ein Käſtchen herbey in welchem er ſein erſpartes Geld beygelegt hatte. Lächelnd ließ er ſein Weib hineinſehen, und ſie verwunderte ſich über eine unerwartete, wiewohl mäßige Summe.

Nun, liebe Leonore! ſagte er, ſo hat Gott bisher unſern Fleiß, unſere Arbeitſamkeit und Sparſamkeit geſegnet. Was andere auf übermäßige Kleiderpracht und auf Wohlleben verwendet haben, und wovon ihnen nichts mehr als das Andenken, und zum Theil ein Mittel übrig bleibt, ſich mit dieſem und jenem durch Verpfänden und Verſetzen in Nothzeiten, gewiß nicht ohne ſchmerz- und ſchamvolle Empfindung, zu helfen, das liegt uns gut da — wir haben etwas erübriget: und doch keinen Mangel gelitten. Und zuverſichtlich haben wir uns bey unſerer Einſchränkung beſſer befunden, als andere, die wohl gelebt haben.

Indem Jacob mit einer gewiſſen Selbſtzufriedenheit das Käſtchen wieder an ſeinen Ort hintrug, ſo ſchlich ſich Eleonore geſchwind hinweg, und da ſie zurückkam,

zeigte sie ihrem Manne beym Eintritt ins Zimmer eine in die Höhe gehobene Geldbüchse.

Jacob. Was ist das? Soll ich Dir vielleicht die Intereßen von unserm Kapital bezahlen?

Leonore. Nein! Ich habe auch eine Kasse angelegt, nicht für mich allein, sondern für uns beyde, und für unsere Kinder.

Jacob. Und den Fond dazu? Darf ich fragen, woher hast Du diesen?

Leonore. Von dem, was mir von meinem wöchentlichen Hausgelde übrig bleibt! denn, ob ich gleich nicht allemal etwas zurücklegen kann, so gelingt es mir doch bisweilen, und sollten es nur einige Groschen seyn. Ich wollte Dir zwar davon nichts sagen, bis ich eine gewiße Summe beysammen hätte: aber weil Du mir eben deine Schätze gezeigt hast, so wollte ich Dir auch die Meinigen zeigen. Da hast Du sie! Sie sind dein, leg sie zu dem Uebrigen!

Jacob. Nein! Leonore, das thu ich nicht. Das Geld gehört Dir und soll dein bleiben. Verwende es, wozu du willst, nur nicht — — doch! — ich kenne Dich zu gut! — also verwende es, wozu Du willst. Denn ich weis, du wirst es gewiß nicht, (wie es oft andere Weiber machen) zum Wohlleben und zum heimlichen Schmausen in meiner Abwesenheit anwenden. Wenn dieß von so manchen Hausmüttern geschieht, wenn sie, sobald ihre Männer den Rücken gekehrt haben, zu Schmausereyen Anstalt machen, wenn sie geschäftig

hin

hin und her laufen und schicken, und da mit ihren Kindern, Nachbarinnen und Basen verstohlner weise essen und trinken; so kann ich diese Gewohnheit nicht anders als schlecht nennen. Das scheinen auch solche wollüstige Weiber selber zu fühlen und für unrecht zu halten. Sie sind beständig in Unruhe, sie wischen sich zehnmal für einmal den Mund, damit sie nicht verrathen werden, bald laufen sie ans Fenster, bald unter die Thüre, um zu sehen, ob der Mann nicht komme. Ihre Kinder oder Dienstbothen müßen Wache stehen; und wenn der Mann nach Hause kommt, so merkt man ihnen nur allzusehr ihre Verlegenheit an. Entweder können sie ihren heimlichen Unwillen über die frühere Rückkehr desselben, nicht verbergen und empfangen ihn mit einer finstern Miene, oder sie stellen sich besonders freundlich gegen ihn, und bitten ihn gleichsam stillschweigend, daß er so gut oder so dumm seyn und nichts merken sollte von dem, was vorgegangen ist. Ist der Mann etwas strenge und merkt Unrath, so giebt es denn eitel Verdruß: ist er gut, und will einmal, um den Frieden zu erhalten, ein Auge zudrücken, so wird er wohl gar heimlich ausgelacht und der Unfug wird fortgetrieben. Davon sagte Jacob, will ich gar nichts sagen, daß Kinder durch solche Mütter selber zum Wohlleben, zum heimtückischen, falschen Wesen angeführt und verleitet werden, und daß sie nothwendig die Hochachtung gegen ihren Vater verlieren müssen, auf dessen Ankunft sie oft lauren mußten und

über welchen, in seiner Abwesenheit manches unvorsichtige Wort gesprochen wurde. Dienstbothen werden von dergleichen Hausmüttern gleichfalls verdorben. Das Interesse wird zwischen ihrer Herrschaft getheilt. Sie lernen mit ihrer Frau, lügen und betrügen, und den Hausvater hinter das Licht führen, und jene die Frau gewöhnt ihr Gesinde zu einer gewissen Vertraulichkeit, die zwischen Herrschaften und Dienstbothen nie gut ist, und meistens für die ersten sehr nachtheilige Folgen hat. Will denn die Frau einmal wieder ihr Recht und ihr Ansehen behaupten, und giebt es Uneinigkeiten; so muß sie entweder nachgeben und schweigen, oder sie ist in Gefahr verrathen zu werden. Ich denke, sagte Jacob, daß ein Weib nie hinter ihrem Manne etwas thun sollte, was sie sich nicht vor seinen Augen zu thun getrauet. Doch von Dir Leonore, habe ich nie eine solche Anwendung deines Geldes zu befürchten.

Leonore. Gewiß nie! was ich erspart habe und erspare, bleibt liegen. Es ist Dein wie mein! Wenn ich einmal in meiner Haushaltung mehr brauche, so habe ich hier eine Quelle aus welcher ich schöpfen kann.

Jacob. Auch das sollst du nicht thun. Wenn du in Zukunft mehr Geld zur Bestreitung deines Hauswesens nöthig hast, so verlange mehr von mir! denn deine Ehrlichkeit und Sparsamkeit sind mir zu bekannt,

bekannt, als daß ich nur den mindesten Verdacht in dieselbe setzen dürfte. Freylich ist mancher Mann gezwungen, seine Frau, so viel wie möglich im Wochengelde einzuschränken, weil sie bey einer größern Summe, die er ihr aussetzte, verschwenderisch seyn würde, oder, weil sie glaubte, mit dem Erübrigten anfangen zu können was sie wollte, wie dieß viele Weiber glauben. Sie sind zwar sparsam mit ihrem Wochengelde, oft zu sparsam, so daß der Mann, die Kinder und Dienstbothen darunter leiden müssen: aber sie sparen nicht für ihren Mann, sondern für sich selber. Was ihnen übrig bleibt, (und sie wissen ihren Männern bisweilen schon so viel abzuschmeicheln, oder abzutrotzen und abzulügen, daß ihnen etwas übrig bleiben muß) das sehen sie als ihr Eigenthum an, mit dem sie anfangen könnten was sie wollten, und das sie denn öfters auf überflüßige oder solche Kleidungsstücke verwenden, die ihnen ihr Mann nicht anschaffen kann, oder auch aus guten Gründen nicht anschaffen will. Da heißt es denn: „dieses und jenes hätte ihren Mann keinen Kreuzer gekostet, sie hätten sich alles von dem Ihrigen angeschafft"! — und die Närrinnen bedenken es nicht, daß sie doch das Geld von ihren Männern bekamen, und daß diese, wenn sie ein strenges Recht ausüben wollten, auf das Erübrigte in einer Haushaltung, oder auf den Rest des Wochengeldes eben sowohl Ansprüche zu machen hätten, wie sie. Was denkst du Leonore! Wenn eine Hausmutter mit

so und so viel auskommen kann, ist es Recht, daß sie mehr verlangt und stillschweigend annimmt?

Leonore. Ich halte das nicht für Recht.

Jacob. Ich auch nicht. Ueberhaupt kann ich die intereßirten Weiber nicht dulden, und ich habe es nie ausstehen können, wenn sie das Mein und Dein so sehr von einander unterschieden, und sich ihre Kasse hielten. (mit der es aber oft eine ganz andere Bewandtniß hat, wie mit der Deinigen.) Es ist, wie ich glaube, ein gemeinschaftliches Interesse, welches beyde das Weib und der Mann mit einander haben sollten. Der Mann sollte für das Weib arbeiten und das Weib für den Mann sparen. Ein getheiltes Interesse dünkt mich, in einer solchen Verbindung wie die eheliche ist, — theilt auch Liebe und Vertrauen, und erregt oft Verdacht und Argwohn.

Leonore. O wie froh bin ich, daß ich Dir jetzt meine Sparbüchse gezeigt habe, Du hättest sonst bey einer zufälligen Entdeckung derselben, wie unser Verwandter, der Bader M.. auf allerley fatale Gedanken kommen können. Ist Dir die Geschichte nicht bekannt?

Jacob. Nein!

Leonore. Nun so will ich Dir dieselbe erzählen. Du weißt, unsere Verwandtin, die Baderin M.. war sonst eine gute brave Frau, die insonderheit den Ruhm einer guten Haushälterin hatte, und ihr Mann hatte alle sein Vertrauen in sie gesetzt: aber zufälliger

ger Weise wurde dieses bey ihm sehr geschwächt. Seine Frau wurde nämlich krank und lag mehrere Monate darnieder. Da nun einmal ihr Mann, für sie in ihrem Kleiderschrank etwas suchte, so fand er von ohngefehr (denn die Männer pflegen gewöhnlich beym Suchen alles durcheinander zu werfen) unter alten Lappen einen Strumpf, der so ziemlich mit kleinen und größern Silbermünzen angefüllt war. Er stutzte — legte aber denselben wieder hin, wo er verborgen lag, und wollte eine gute Gelegenheit abwarten, wo er seiner Frau über diese Entdeckung seine Freude mittheilen könnte. Diese fand sich auch bald. Er verlangte nämlich einmal von derselben, da sie wieder gesund worden war, alte Leinwand zu einem Verband. Sie gieng nach ihrem Schrank und er schlich ihr nach. Als sie ihn hörte, wollte sie nur bey halberöffneter Thüre des Schrankes, in aller Geschwindigkeit, mit einer nicht unbemerkten Verlegenheit das Verlangte herausholen, und plötzlich war der Schrank wieder geschlossen. Ey, laß mich doch noch einmal, sagte er, deinen sonderbaren Geldbeutel sehen! — Welchen? antwortete sie betroffen. Ich meyne deinen verbergenen Schatz, sprach er lächelnd. Sie wollte ihn nicht verstehen. — Er öffnete also noch einmal die Schrankthüre, griff unter die Lappen hin, und sagte: ich meyne diesen!

Aus Scham und Verlegenheit wußte sie weiter nichts zu sagen, als: das ist nur Erspartes von meinem

nem Wochengelde! — Es mag seyn, versetzte ihr Mann: wenn Du nur nicht so oft darüber geklagt hättest, daß Du mit demselben kaum auskommen könntest. Wozu diese Klagen, setzte er ungeduldig hinzu, wenn Du so viel zurücklegen konntest? Aber so sind die Weiber! — man darf ihnen nicht glauben. „Es ist alles Täuscherey und im Grund erlogen."

Seine Frau war darüber sehr empfindlich, und da er dieß merkte, schwieg er und ließ die Sache gut seyn: allein sein Vertrauen zu ihr, war doch nicht mehr das vorige.

Jacob. Da sieht mans, was das eigennützige Sparen und Sammlen der Weiber für fatale Folgen haben kann. Der Argwohn beschleicht auch bisweilen die besten, gutdenkensten Gemüther. Ich denke so, wenn Hausmütter viel von ihrem Wochengelde erübrigen können, so sollten sie in Zukunft weniger verlangen. Eine solche Ehrlichkeit würde einem Manne gewiß gefallen, und er würde auch alsdenn zu gewissen Zeiten, desto bereitwilliger zu Zulagen seyn. Ist es nur eine Kleinigkeit, welche die Frau ersparen kann, so wäre es beleidigender Geiz, wenn der Mann darauf Ansprüche machen und von jedem Häller Rechenschaft haben wollte. Ohnehin müssen viele das, was sie in einer Woche erspart haben, oft die folgende wieder zusetzen: und manche dürfen sich glücklich schätzen, wenn sie nur mit ihrem Wochengelde ausreichen, und nicht von dem Ihrigen zusetzen dürfen.

Aber

Aber das ist höchst unbillig, und ich habe mich schon oft über solche eigensinnige, geizige Männer geärgert, die ihren Weibern nicht geben wollen, was diese doch zur Bestreitung ihres Hauswesens nothwendig haben müßen, oder die auf gewisse Zeiten und Umstände gar keine gehörige Rücksicht nehmen. Da müssen sich denn die armen Weiber oft quälen und sorgen, und wissen am Ende doch nicht, wie sie zu rechte kommen sollen.

Leonore. Aber, — wenn die Männer nicht mehr Geld hergeben können?

Jacob. Das ist was anders: und in diesem Falle können sich Weiber eben so wenig über den Eigensinn und Geiz ihrer Männer beschweren, als es diese fordern können, bey einem geringen Wochengelde gleichwohl die beste Kost zu bekommen. Doch von diesen Männern rede ich hier nicht: ich meyne nur diejenigen, die aus Geiz oder Eigensinn ihre guten Weiber in Verlegenheit setzen. — Diese handeln in jeder Rücksicht sehr schlecht und unbillig gegen ihre Ehegattinnen, und geben ihnen selber oft Gelegenheit, sie zu betrügen, und manches zu thun, was nach ihrer eigenen Ueberzeugung nicht Recht ist. Ich muß es gestehen, daß ich über solche Hausväter recht böse bin, und daß ich mit dergleichen Weibern ein großes Mitleiden habe.

Leonore. Nun, das freut mich doch, daß Du auch einmal unsere Parthey nimmst, und mein Geschlecht gegen die Männer vertheidigst.

Jacob.

Jacob. J nun: wer Recht hat, der hat bey mir Recht. Und wollte Gott! daß alle Männer ihren Weibern so viel Recht einräumen könnten als ich Dir einräumen kann. Du bist meine liebe gute Leonore! — Du hast es immer ehrlich und redlich mit mir gemeynt und darum habe ich das beste Zutrauen zu Dir, so wie ich hoffe, daß Du über mich keine Klage zu führen Ursach habest.

Wirklich lebten Jacob und Leonore sehr glücklich mit einander: denn sie liebten sich aufrichtig und christlich, und was die Hauptsache einer wahren, dauerhaften Liebe ist; sie erkannten ihre gegenseitige Vorzüge und wußten dieselbe zu schätzen. Es war nicht blos die Schönheit, um derentwillen Jacob seine Leonore geheirathet hatte. Er hatte sich überhaupt nie blos durch ein äußerlich reizendes Ansehen, durch Flitterstaat und am allerwenigsten durch eine verliebte Zudringlichkeit blenden und bethören lassen. Er hatte nie gefragt, ob und wie viel Leonore Geld hätte? — denn Geld, ohne Kopf und Herz, hatte bey einem Weibe, in seinen Augen keinen Werth: und er hatte schon oft die Bemerkung gemacht, daß reiche Weiber, wenn es ihnen am Verstand und an einem guten Gemüth fehlte, die schlimmsten und unerträglichsten wären. Sein Wunsch war immer dieser: daß ihm Gott eine fromme redliche Seele, die ihn liebte, die ihre Hausgeschäfte wohl verstünde, die eingezogen wäre und gerne

gerne zu Hause bliebe, — zuführte. Und da lernte er denn nach seiner Zurückkunft von seinen Wanderungen in der Nachbarschaft seines Meisters eine solche Geliebte seines Herzens kennen.

Du wärest für mich! sagte er oft bey sich selbst, wenn er sie so reinlich und nett gekleidet, so fleißig ihre Geschäfte verrichten — so hurtig bey ihren Arbeiten — so bescheiden — und immer so frohen Muthes sahe, stärker klopfte ihm dann das Herz, wenn man von ihr sprach und ihre gute Eigenschaften lobte. Er beobachtete sie häufig und fragte so oft bald da, bald dort nach ihrem guten Verhalten, daß man seine Gedanken leicht errathen konnte.

Anfangs wünschten freylich seine Verwandte, daß er ein reiches Mädchen oder eine Meisterstochter heirathen möchte. Allein sein Entschluß war einmal gefaßt, und er hatte um so weniger Ursache, denselben aufzugeben, da seine Wahl wirklich gut getroffen war, da Eleonorens gute Eigenschaften ein Kapital von vielen hundert Gulden aufwogen, und da er als Meisterssohn nicht erst in die Schreinerzunft sich hineinheirathen durfte. Zuletzt wurde ihm, unerachtet manches vorhergegangenen Widerspruchs, doch die Freude, daß man ihn glücklich schätzte, ein so gutes Weib bekommen zu haben.

Das war auch Eleonore im wünschenswürdigsten Verstande des Wortes; so wie sie an ihrem Jacob den

besten Mann hatte. Ihre gegenseitige Liebe wurde immer fester gegründet, je mehr sie einander kennen lernten, je mehr es sich zeigte, wie gut es das Eine mit dem Andern meyne, und wie sie ganz für einander geschaffen wären. Eleonore kam den Wünschen ihres Mannes zuvor, und dieser that, was er ihr an den Augen absehen konnte. Was in so vielen bürgerlichen und vornehmen Familien, unter Ehegatten zu mancherley Uneinigkeiten und Mishälligkeiten Gelegenheit giebt — das mürrische Wesen, welches man einander entgelten läßt', — Geiz oder Verschwendung von einem oder dem andern Theil, — Rechthaberey und Eigensinn, — Untreue und Eifersucht, — das ewige Klagen und Vorwürfe machen, — das Horchen auf Klatschereyen und Schwätzereyen, — das Einreden und Besserwissen, — der gebietherische Ton und die dadurch erregte Empfindlichkeit, der Hang von Seiten der Gattin, alles mitmachen zu wollen, was Mode ist, und von Seiten des Mannes die Gewohnheit, immer seinem eigenen Vergnügen nachzugehen, — von diesen mannigfaltigen Quellen so vieler ehelicher Unzufriedenheiten wußten Christinens Eltern nichts. Sie waren meistens heiter und frohen Muthes, denn sie waren gesund, sie fühlten sich durch ihre Rechtschaffenheit, durch ihren Fleis, durch ihre gegenseitige Liebe, durch ihren Wohlstand, in welchem sie sich befanden, und an welchem beyde gleichen verdienstlichen Antheil hatten, glücklich: und wenn sie auch bisweilen Anfälle von

übler

übler Laune hatten, und verdrüßlich waren, so fragten sie entweder einander liebreich um die Ursache ihrer Unzufriedenheit, oder, (was oft noch besser ist) sie suchten einander auszuweichen, und ihre Misbehaglichkeiten gleichsam nicht zu bemerken. Weil weder Jacob noch Leonore geizig und verschwenderisch war, so gab es nie Klagen, wie es in so vielen Ehen giebt, und die von Seiten des Mannes eben so gegründet sind, als von Seiten des Weibes, wenn diese entweder ihren Mann und ihre Kinder und Dienstbothen Mangel leiden läßt, oder eine zu kostbare Haushaltung führt: oder wenn jener über sein Vermögen und Einkommen verschwendet, oder auf der andern Seite den schmuzigen Geizhals macht, der seiner Frau jeden Groschen zur Berechnung vorzählt, und sie bis auf das Allmosen einschränken will. Jacob war ein vernünftiger Mann, und darum glaubte er sein männliches Ansehen nie so weit ausdehnen zu dürfen, daß ihm seine Frau blindlings gehorchen und jeden seiner Einfälle gut heißen sollte. Ich denke, hieß es bey ihm, „wir machen die Sache so und so!" Was hälst Du davon? Leonore! Sie berathschlagten sich denn gemeinschaftlich: und oft gab er derselben Recht, wenn ihr Vorschlag besser war, denn er urtheilte nach Vernunft und Billigkeit, und dachte, daß sein Weib insonderheit in der Führung des Hauswesens mehr verstehen müßte, als er. Aber in seinem Beruf und in seinen Geschäften ließ er sich nichts einreden, und wo

er, nach seiner Einsicht Recht hatte, da gab er keinen Finger breit nach. Leonore ließ sich auch alsdenn seinen Willen, ohne Eigensinn, ohne Empfindlichkeit gefallen. Selbst da, wo sie glaubte, wirklich Recht zu haben, und wo ihr Mann bisweilen ohne zureichende Gründe seine Meynung vertheidigte, gab sie nach, und dachte, daß er vielleicht in der Folge zu einer andern Ueberzeugung kommen würde. Und dadurch ersparten sie sich viel hundert unangenehme Stunden, welche Männer ihren Weibern und Weiber ihren Männern machen, jene, durch eine gewisse Brutalität, und durch ein beleidigendes Ansehen, welches sie sich geben, und diese, durch ihren Eigensinn und die angenommene Gewohnheit, das letzte Wort haben zu müssen.

Jacobs und Leonorens eheliche Liebe war zu edel und christlich, als daß dieselbe auch nur durch eine anscheinende Untreue von einer oder der andern Seite hätte entweihet werden können. Es war beyden, nach ihrem religiösen Sinn, wie sie es oft zu einander sagten, unbegreiflich, wie es Weiber und Männer mit andern Eheleuten oder Dienstbothen halten konnten, und ihr ganzer Unwille ergoß sich über solche Treulose, wenn von dergleichen Schandthaten gesprochen wurde. Daher wußten sie auch nichts von jenem nagenden, jede Freude des ehelichen Lebens anfressenden Wurm — der Eifersucht: denn sie

liebten

liebten einander zärtlich, sie traueten einander nichts böses zu, und meideten allen bösen Schein. Es gab nicht leicht eine glücklichere, vergnügtere Ehe, als zwischen Christinens Eltern. Daher fand man auch unsern Jacob nach vollendeter Arbeit, meistens zu Hause. Er besuchte zwar auch zuweilen eine öffentliche Gesellschaft, aber dieß geschahe bey weitem nicht alle Tage, und er war doch am liebsten bey den Seinigen.

Sie haben mich gerne, sagte er oft, warum soll ich ihnen meinen Umgang und meine Gesellschaft entziehen, deren sie den Tag über, wegen meinen Geschäften, meistens beraubt seyn mußen? Es kann doch einem Weibe, die gerne um ihren Mann ist, nicht ganz gleichgültig seyn, wenn sie seine Gesellschaft nie genießen kann und sehen muß, daß, sobald Feyerabend gemacht ist, er den Hut und Stock ergreift und wegeilt. Ich für meine Person finde keine lange Weile zu Hause. — Da ist mein Weib, mit der ich mich am Abend unterhalten kann: da sind meine Kinder, die mir Zeitvertreib verschaffen; und ich habe sonst keinen Grund, warum ich mein eigen Haus und meine Familie fliehen sollte. Das Sitzen in Wirthshäusern oft bis an den späten Abend kostet doppelt Geld, und wird einem so zur Gewohnheit, daß man zuletzt nicht mehr davon lassen kann.

Wenn sich Jacob ein Vergnügen machen wollte, so genoß er es am liebsten mit den Seinigen. Insonder-

sonderheit waren von ihm die Namenstage seiner Familie, wie auch andere gewisse Tage im Jahr zur Freude bestimmt. Da gieng er denn mit seinem Weibe und mit seinen Kindern spatzieren, oder er that sich sonst etwas mit ihnen zu Gute. Auch die Sonn= und Feyertage wendete er zum Theil zu seiner Erholung und zum erlaubten Vergnügen der Seinigen an; doch nie auf Kosten des öffentlichen oder Hausgottesdienstes. Denn er war einer von denjenigen Bürgern, die den Sonntag noch feyerten, wie man ihn sonst gefeyert hatte. Er versäumte nie, ohne eine wichtige Hinderniß, die Morgen und Abend=Predigten, und hielt auch fleißig sein Gesinde und seine Kinder zur Besuchung, insonderheit der Kinderlehren an. In den Zwischenstunden solcher gottesdienstlicher Tage, las er entweder in der Bibel, oder in einem andern Erbauungsbuche: bisweilen laut, so daß alle zuhören konnten und mußten, bisweilen stille und für sich. Aber auch diese, seine eigene Andacht suchte er den Seinigen dadurch nützlich zu machen, daß er öfters, wenn er eine besonders merkwürdige, passende, schöne und lehrreiche Stelle fand, dieselbe laut vorlas, und die Seinigen fragte, wie sie ihnen gefiele? auch dabey manches Wort der Ermahnung einfließen ließ.

Bisweilen wurde auch gemeinschaftlich ein Lied gesungen, und so wurde unsere gute Familie des

Sonn=

Sonntags recht froh. Es wurde auch durch diese Uebung auf eine unläugbare Weise, ein guter christlicher Sinn unterhalten und gestärkt, um dem es unserm Jacob, vorzüglich bey seinen Kindern, zu thun war.

Ueberhaupt waren diese, so wie seine einzige Freude, also auch sein vorzügliches Augenmerk, und er wandte alle Sorgfalt auf ihre Erziehung. Eleonore mußte ihm schon als Braut versprechen, daß sie einst ihre Kinder selber säugen wollte; und das that sie auch in der Zukunft und fühlte sich durch die Erfüllung dieser so natürlichen Mutterpflicht reichlich belohnt. Es war eine Freude, Jacobs Kinder zu sehen, wie sie so stark, so munter und gesund waren, und wie sie so gut und geschwind heranwuchsen. Solche Kinder konnten aber nur in einer Ehe erzeugt werden, in welcher Mann und Frau einer vollkommenen Gesundheit genoß, die theils ein hinterlassenes Erbtheil ihrer Eltern, theils eine natürliche Folge ihrer unbefleckten Jugendjahre, und ihrer arbeitsamen, mäßigen und auch im Ehestande keuschen Lebensart waren. Jacob und Leonore wußten aber auch ihre Kinder gesund zu erhalten. Sie wurden fleißig in die freye Luft getragen, und reinlich am Körper, in der Wäsche und Kleidung gehalten. Jacob war mit den Vorurtheilen, dem Eigensinn und der Bequemlichkeit der Kindermägde bekannt:

kannt: daher überraschte er oft seine Kinderwärterin, und riß denn Fenster und Thüren auf; wenn er das Zimmer zu übermäßig geheizt fand. Er duldete durchaus, insonderheit bey größeren Kindern, keine Wärmflaschen. Sie mußten, insonderheit im Bette, leicht gekleidet seyn, und sollten nicht bis zum Schwitzen und Ersticken, mit Kleidungsstücken und Betten beängstiget werden. Er wollte es nie haben, daß man ein neugebohrnes Kind mit Händen und Füßen einwindelte, und da er einmal seine Magd antraf, wie sie halbschlafend, in ihrem Bette, an einem Band das Kind in der Wiege schaukelte, so nahm er dieser Wiege sogleich den folgenden Tag die Läufe ab: damit das gute Kind nicht ferner möchte taumelnd gemacht, oder wohl gar von der schlaftrunkenen Magd aus derselben herausgeworfen werden.

Süßigkeiten durften durchaus seinen Kindern nicht gegeben werden, und er hatte mancherley Verdruß mit Mägden, Basen und seiner eigenen Mutter, wenn diese glaubte, denselben dadurch eine Wohlthat zu erweisen. Der Magen des Kindes, sagte er, wird dadurch nur verdorben, es wird an Leckerbissen gewöhnt, und weil diese mehr Reiz haben, so wollen dem Gaumen desselben andere Speisen nicht mehr behagen. Eleonore war der Meynung, daß man den Kindern doch bisweilen, Bier und stärkere Speisen, wie z. E. Fleisch geben dürfte. „Sie

mußten,

müßten, wähnte sie, sich ja daran gewöhnen; wenig könnte wenig schaden; — und sie erhielten dadurch eine Stärkung.“ Sieh doch, sagte sie öfters zu ihrem Mann, wie dich deine Kinder so sehnlich um dieses und jenes bitten! ach gieb ihnen auch etwas von deinem Teller! laß sie auch einmal aus deinem Bierglas trinken! — Du würdest mir, sagte Jacob, einen großen Gefallen erweisen, wenn Du ein andermal die kleinen Kinder nicht gerade zu der Zeit herbeybringen ließest, wo wir mit unsern ältern Kindern essen. — Alsdenn müssen jene natürlich auch ein Verlangen bald nach diesem und jenem bekommen. Aber, sprich selber, wenn wir ihnen alles geben wollten, was sie verlangten, wäre das vernünftig? Wäre es ihnen gut? Die vernünftige Liebe kann andern nur das geben, was ihnen gut und nützlich, nicht was ihnen schädlich ist. Glaube mir, auch schon das kleine Kind lernt sich unbemerkbar in der so nöthigen Selbstüberwindung üben, wenn man ihm etwas abschlägt.

Leonore. Aber den schreyt und weint es! —

Jacob. Und was thut das? Ich bitte dich, gieb doch deinen kleinen Kindern außer ihren Semmelbrey, oder andern leichten Speisen, — und ihrem Wassergetränke, nie etwas anders zu essen und zu trinken! Sey auch hierin ehrlich gegen mich. Es ist ganz falsch, daß Speisen, die uns Erwachsenen ge-

sund sind, auch Kindern gesund seyn müßen. Das Bier stärkt uns, aber Kinder erhitzt es: Das Fleisch giebt uns eine gute Nahrung, aber für Kinder ist es zu unverdaulich. Wenig, spricht man wohl, schadet wenig! sey aber der Schaden von dem Genuß dieser oder jener Speise, dieses oder jenen Getränkes nicht groß, so werden die Kinder durch das Wenige doch gewöhnt, mehr haben zu wollen.

Jacob war in diesem Punkte, wie es mit seinen kleinen Kindern sollte gehalten werden, sehr strenge, er ließ seine Nachbarinnen, Basen, Großmütter und Kindermägde reden und schwätzen, und blieb bey dem, was er, wie er sagte, einmal in einem Buch von einem gelehrten Arzt gelesen hätte.

Mit seinen ältern Kindern nahm er es nicht so genau. Sie aßen mit ihm gemeinschaftlich am Tische, und er theilte ihnen meistens von jeder Speise mit, nur durften sie nichts eigensinnig und gewaltthätig verlangen, und er hatte seine gute Ursachen, warum er ihnen auch bisweilen von diesem oder jenem Gerichte nichts mittheilte. Sie müßen lernen, sagte er denn zu seinem Weibe, sich etwas versagen zu können, sie müssen sich auch mit Wenigem genügen lassen, und diese Kunst müssen sie frühe erlernen: sie wird ihnen einst wohl zu statten kommen. Er gewöhnte seine Kinder, alles zu essen, was ihnen nicht schädlich war; doch war er nicht eigensinnig, etwas zu fordern, was

dem

dem Kind nach wiederholten Versuchen, zum genießen unmöglich zu seyn schien. Wenn er ihnen auch bisweilen Bier zu trinken gab, so geschahe dieß nicht alle Tage, und nur zum Beweis einer besondern Zufriedenheit mit ihnen. Sonst war ihr gewöhnlicher Trank Wasser, und dabey befanden sie sich sehr gut. Wenn ihnen, dachte er, auch stärkere Getränke unschädlich wären, so sollten sie doch lernen, dieselbe entbehren zu können. Vor nichts suchte er seine Kinder so sehr zu verwahren, als vor dem Eigensinn, dieser schädlichen Wurzel so vieler anderer Untugenden und Laster, welche so geschwind um sich greift und so schwer auszurotten ist. Kinder haben zwar, sagte er, einen Willen wie wir Erwachsene, und es ist nicht alles Eigensinn, was man bey ihnen oft dafür erklärt: ihre Forderungen sind bisweilen die natürlichsten und billigsten, wenn wir sie untersuchen wollten, man thut auch gar nicht wohl daran, wenn man sich ihrem Willen beständig widersetzt, sie werden dadurch oft erst eigensinnig und hartnäckig gemacht. Aber etwas anders ist es, sich ihrem Willen gleichsam unterwürfig machen, und alles thun, was sie haben wollen. Nein! Kinder müssen frühzeitig ihren Willen dem Willen anderer unterwerfen lernen, und weil man ihnen nicht allemal Gründe anführen kann, warum sie dieß thun sollen, so müßen sie, wenigstens in manchen Fällen, blindlings gehorchen lernen. Und zu einem solchen stillschweigenden Gehorsam gewöhnte Jacob seine Kinder

der von Jugendauf: sie mußten thun und lassen, was ihre Eltern haben wollten, und da half kein Bitten, Schreyen, Weinen, nichts. —

Jacob wollte seine Kinder nicht durch einen zu frühen, an gewiße Zeiten und Stunden gebundenen Unterricht anstrengen. Seine Meynung war, daß, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hätten, es alsdenn auch geschwinder mit dem Lernen gienge, und daß sie das alsdenn leicht einholen könnten, was sie versäumt zu haben schienen. Es muß doch, dachte er oft bey sich selber, einem Kinde von vier bis sechs Jahren unausstehlich seyn, wenn es oft zwey Stunden in der Schule auf einer Stelle sitzen und bleiben soll. Daher kommt es auch zum Theil, wie ich glaube, daß so vielen Kindern das Lernen so verhaßt ist. Man kann ja so kleine Kinder manches lehren, ohne sie eben an Tisch und Schultafel zu bannen, und sie von einer gewissen Zeit, wo sie gerade nicht aufgelegt sind, abhängig zu machen! —

Leonore. Aber wer sollte das thun?

Jacob. Hast du nicht selber schon deine Kinder durch gelegentliche Gespräche viel Gutes gelehrt? Wissen sie nicht schon viel schöne und nützliche Geschichten zu erzählen? hast Du es nie gesehen, wie sie so aufmerksam sind, wenn ich ihnen bisweilen am Abend etwas erzähle? wie gern hören sie an den Sonntagen zu? Wie manchen schönen Liedervers können sie schon auswen-

dig!

dig! Hat Dir unser kleiner Ludwig und unser Rosinchen nicht schon manchen Buchstaben gezeigt, welchen Du sie hast kennen lernen? Eltern möchten also immer die besten ersten Lehrer ihrer kleinen Kinder seyn; insonderheit, weil es in ihrem Hause so manche zufällige Veranlaßung zu allerley guten Lehren und Ermahnungen giebt!

Leonore. Aber wo sollen Eltern allemal die Zeit hernehmen, ihre Kinder selber zu unterrichten?

Jacob. Du hast Recht: die meisten hätten auch keine Lust und keine Geschicklichkeit dazu. Aber eben deswegen sollten sie dafür besorgt seyn, ihren Kindern einen geschickten Hauslehrer zu halten, der sie so weit brächte, daß sie eine Schule mit Nutzen besuchen könnten. Und mit einem solchen Mann, für unsere kleinere Kinder, gehe ich schon lange in meinen Gedanken um.

Leonore. Also willst Du sie nicht in die Schule schicken?

Jacob. Nein! noch nicht.

Leonore. Es ist aber doch um die Schulen etwas Gutes! —

Jacob. Das läugnet kein Mensch. Aber für jetzt würden unsere Kleinen in derselben noch wenig profitieren.

Leonore. Unsere Christine gieng ja auch schon als ein Mädchen von fünf Jahren in die Schule!

Jacob.

Jacob. Ich weis es, aber ich weis es auch, daß sie daselbst nicht viel profitierte und nach ihrem Alter und den Umständen auch nicht viel profitieren konnte. Wie langsam gieng das Buchstabieren und Lesen bey ihrem sonst guten Kopf. Es ist wahr, sie lernte den Katechismus bald auswendig, aber sie verstund wenig davon. Sie hatte eine Menge Sprüche und Psalmen im Gedächtniß; aber sie wußte selber nicht recht, was sie gelernt hatte. Ich würde sehr unbillig seyn, wenn ich hievon die Schuld auf die Schulmeister allein schieben wollte. Die guten Männer haben in einigen Stunden zu viel zu thun, als daß sie sich mit einem Kinde lange beschäftigen, und über dieses und jenes hinlängliche Erklärung geben könnten. Es bleiben ihnen oft zum besondern Unterricht einzelner Kinder, kaum acht Minuten übrig. Was geschieht also in der Zwischenzeit? Die Kinder treiben allerley Muthwillen, und fangen bald dieß, bald jenes an: und wenn man diesen Schaden mit dem Provit vergleicht, so ists gut, wenn Nulle von Nulle aufgeht. Wenn allenfalls die Kinder schon etwas schreiben und rechnen können, so daß ihnen die Schulmeister, während der Zeit als er sich mit andern beschäftiget, etwas aufgeben kann, so geht es an: (unerachtet auch zum Schreiben und Rechnen bey den ersten Anfängen immer eine besondere Aufsicht des Lehrers nothwendig ist) aber sonst wissen die Kinder vor langer Weile nicht, was sie anfangen sollen, und

lernen

lernen von ihren Gespielen allerley Unarten. Siehst Du, Leonore, aus dem Grunde kann ich mich gegenwärtig noch nicht entschließen, meine Kinder in die Schule zu schicken! —

Leonore. Aber sie lernen doch daselbst ruhig sitzen. —

Jacob. Und was wäre denn bey kleinen Kindern damit viel gewonnen? Aber, Du solltest sehen, wie ruhig sie da sitzen, — und was der Schulmeister für Noth hat, sie im Zaum zu halten. Selbst die Stillen werden da unruhig, und wenn sie nach Hause kommen, so ist oft die Unruhe doppelt groß.

Leonore. Aber, — doch dieß wirst du mir zugeben, daß sie in der Schule unter einer gewißen Aufsicht stehen?

Jacob. Das sind sie, aber das sollten sie auch zu Hause seyn. Freylich giebt es Eltern, die sich um ihre Kinder wenig bekümmern, und für diese mag die Aufsicht, unter welcher sie in der Schule stehen, wenigstens einigen Vortheil haben. Bey unserer eigenen Aufsicht über unsere Kinder, ist wenigstens gegenwärtig noch die Aufsicht in der Schule entbehrlich. Laß mich also, liebe Leonore! bey meinem Vorsatz. Ich weis, Du hast deine Kinder zu lieb, als daß Du wie manche Mütter denken solltest, die froh sind, daß sie sich ihre Kinder vom Halse schaffen können. Es bleibt also dabey, noch sollen meine Kinder

der nicht in die Schule kommen, aber nächstens will ich für einen Hausinformator sorgen (*).

Von einem so verständigen Mann wie Jacob war, ist es zu vermuthen, daß er seinen Kindern ihren künftigen

(*) Wie meine Leser und Leserinnen aus diesem Gespräch Jacobs mit seiner Leonore sehen, so verwarf er den Nutzen der Schulen so wenig, als er Schullehrer verachtete. Seine Meynung war nur diese, daß bey kleinen Kindern der Hausunterricht dem öffentlichen vorzuziehen sey. Die Ursachen hievon, müßen jedem, der nachdenken will, einleuchten. Da nun einmal gewiße Lectionen in Schulen festgesetzt sind und werden müßen, so frage ich jeden vernünftigen und billigdenkenden Schullehrer, ob er es nicht bisweilen selber fühlt, daß für gewiße beynahe unmündige Schüler, diese oder jene Lection zu schwer ist? — ob er sich in seiner Lage mit denselben so beschäftigen kann, wie man sich mit Kindern von diesem Alter beschäftigen soll? — ob er nicht lieber wünschte, solche Kinder zu unterrichten, die schon einigermaßen auf die Schule durch einen vorhergegangenen Hausunterricht wären vorbereitet worden? Ob er es nicht hoffte mit ältern Kindern weiter zu bringen, als mit solchen, die oft noch kaum reden können? diese Fragen wird gewiß kein vernünftiger Schullehrer verneinen. Jacob urtheilte also nicht unbillig. Daß er aber auch in der Folge, seine Kinder, welche unter einem Hauslehrer, der auch ein Schulmann war, so gute Fortschritte machten, nicht in eine deutsche Schule schickte, wer kann ihm dieses verübeln? Uebrigens bleibt es dabey, daß Schulen, für die, welche nach ihrem Alter dieselbe benützen können, insonderheit auch für solche Eltern, die keinen Hauslehrer bezahlen können, eine große Wohlthat seyn.

Anmerk.

tigen Lehrer nicht werde fürchterlich gemacht haben, wie es oft dumme Eltern thun, wenn sie zu denselben sagen: „Nun wird einer kommen, der euch zu Rechte bringen soll, — da werdet ihr lernen müßen, daß euch gewiß alle Lust zum spielen vergeht — da wird es Schläge genug absetzen, — und was dergleichen einfältiges, die Kinder niederschlagendes Gewäsche mehr ist. Denn, wenn Kinder auch nicht Kinder wären, so müßten sie schon vorher gegen einen solchen Mann Abneigung bekommen. Jacob ließ vielmehr seine Kinder einmal an einem Abend zusammenkommen, und sagte zu ihnen, wenn ihr recht artig, fleißig und aufmerksam seyn wollt, so will ich einen braven und geschickten Schulmann bitten, daß er euch allerley nützliche Dinge lehren soll, z. E. lesen — wißt ihr, wie ich am Sonntag aus Büchern lese, — schreiben, — und allerley schöne und nützliche Geschichten — und — wie ihr glücklich werden könnet. —

Die Kinder freueten sich über diesen Vorschlag außerordentlich, denn sie hatten ihren Vater schon oft schreiben gesehen und ihm seine Zeichen nachgemacht, sie hätten aus den Büchern, die der Vater hatte, gerne selber etwas gelesen, sie hörten so gerne Geschichten und sie sagten es zu einander, „jetzt werden wir recht geschickt werden!" Aus lauter Freuden liefen sie sogleich, mit Erlaubniß der Eltern, zu ihrer Großmutter und erzählten ihr, daß sie einen Herrn Präcep-

tor bekommen würden; und das bald — recht bald! Aus gleicher Freude schaffte diese in aller Eile eine Menge Bücher an, Bibeln, Katechismen, Psalm — und Rechenbücher, und dergleichen mehr. Sie brachte an dem Tage, da der Lehrer einstund, alles selber mit, weil sie der ersten Unterrichtsstunde beywohnen wollte. Der Lehrer kam, und weil man ihm sagte, daß schon alle Lernbücher in Bereitschaft wären, so besahe er eines nach dem andern. Zuerst griff er nach der Bibel, die am stattlichen Einband leicht zu erkennen war, und sagte: „Das, lieben Kinder! soll euer liebstes Buch seyn und werden, — und ich werde euch aus demselben viel lehren und erzählen, was nämlich für euch taugt. Darauf nahm er ein Psalmbuch, und dachte bey sich selbst, warum dieses wohl für die Kinder besonders möchte beygelegt worden seyn? — Die Großmutter schien an ihm eine gewiße Verlegenheit zu bemerken, und sagte mit einem wohlgefälligen Lächeln, daß sie einst in ihren Kinderjahren über den halben Theil der Psalmen auswendig gelernt hätte, und daß er (der Lehrer) auch ihre Enkel dieselbe möchte lernen laßen, insonderheit die Bußpsalmen, und einmal, wenn sie größer würden, zur Uebung des Gedächtnißes, den 119. Ja! sagte der Lehrer, Ihre Enkelkinder sollen auch aus diesen schönen Liedern bey Gelegenheit viel Gutes lernen, und seufzte heimlich über den Zwang, den man ihm und seinen Schülern anthun wollte. Jetzt nahm er

den

den Katechismus zur Hand. Den, sagte die Großmutter, müßen meine Enkel zuerst inne haben! — Sie sollen, antwortete der Lehrer, den Inhalt desselben nach und nach verstehen lernen.

Großmutter. Und wenn glauben Sie, Herr Präceptor, daß ihn meine Enkel auswendig werden hersagen können? vielleicht doch in einem Jahre, — wenn wir zu einem Hauptstück etwas über zwey Monate rechnen.

Lehrer. Die Kinder können ja noch nicht lesen! und es muß ihnen vorher alles erklärt werden: Das geht aber so geschwind nicht.

Großmutter. Die Erklärung steht ja aber schon bey einem jeden Hauptstück. —

Lehrer. Aber diese ist zum Theil noch schwerer zu verstehen, als der Text selber. Ueberhaupt kommt im Katechismus manches vor, das kleine Kinder durchaus noch nicht verstehen können.

Großmutter. Wenn auch meine Enkel noch nicht lesen können, so kann man ihnen ja ein Stück aus dem Katechismus so lange vorsagen, bis es in den Kopf geht?

Lehrer. Das möchte wohl für die Kinder selber und für andere zu beschwerlich werden: und dadurch würden sie den Katechismus doch nicht verstehen lernen, vielleicht nur gedankenlos gemacht werden.

Großmutter. Aber alsdenn haben meine Enkel ja gar nichts für sich zu thun?

Lehrer. Warten Sie nur noch eine Zeitlang. Erst wollen wir den Kindern Lust zum Lernen machen. Erst sollen sie Buchstabieren und Lesen lernen, und in der Folge auch etwas schreiben, alsdenn wird es für sie schon mehr zu thun geben, je weiter sie kommen. Wenn sie gegenwärtig nur in der Lernstunde recht aufmerksam sind, so sollen sie nicht zurücke bleiben, und gesetzt, daß sie auch in Jahr und Tag den Katechismus noch nicht hersagen können, wie die Nonne ihren Psalter, so sollen sie doch mit andern nützlichen und christlichen Wahrheiten bekannt werden. Wenn Ihre Enkel —. Frau W.. nur weiter kommen und gerne lernen — nicht wahr? denn sind sie schon zufrieden?

Die Großmutter sagte ja! — — und behielt ihre übrigen Einwendungen und Bedenklichkeiten bey sich. Der Lehrer nahm jetzt, nachdem er seine künftige Schüler recht freundlich um ihre Liebe, und ihre Aufmerksamkeit und ihr Zutrauen gebethen hatte, Abschied, und Jacob begleitete ihn die Treppe herunter. Lieber Herr! sagte dieser, lassen Sie sich doch meine Kinder empfohlen seyn! Was die Art des Unterrichts anbelangt, so sey Ihnen diese ganz überlassen. Ich weiß, Sie verstehen die Sache, und alle Eltern, deren Kinder Sie unterrichten, sind mit Ihnen zufrieden.

Der

Der Lehrer versprach seine Pflicht zu erfüllen, und machte dem Vater der ihm anvertrauten Kinder, unter Gottes Beystand gute Hoffnung. Jacob konnte auch in der Folge dem Himmel für diesen Lehrer nicht genug danken. Seine Kinder lernten bald richtig Buchstabieren; und der Lehrer wollte sie durchaus auf keinem andern Wege zum Lesen führen, als auf diesem, weil er ihm, wo nicht der leichteste, doch der sicherste zu seyn schien. Nachdem sie diese Uebung bey ihm eine zeitlang laut getrieben hatten, so gewöhnte er sie zum stillen Buchstabieren, das heißt, sie mußten für sich ein Wort nach den Sylben aussprechen lernen, und ihm alsdenn sagen, was sie herausgebracht hatten. Da war es denn bey diesen Kindern eine unaussprechliche Freude, wenn sie es getroffen hatten, um so mehr, da ihnen alsdenn sein Wohlgefallen, seine Mitfreude zu erkennen gab und bisweilen auch kleine Belohnungen austheilte. So kamen Jacobs Kinder nach und nach zum Lesen: und jetzt wußte der Lehrer seinen Schülern schon mehr Beschäftigung zu geben. Er gab ihnen kleine Stücke zum lesen auf, und sie mußten ihm den folgenden Tag wieder erzählen was sie gelesen hätten. Er ließ sie auch jetzt manches auswendig lernen, doch nie etwas, was sie nicht vorher bey ihm etlichemal durchgelesen, und was er ihnen nicht erklärt hatte, oder was sonst leicht zu verstehen war. Er erzählte ihnen fleißig aus der biblischen Geschichte, insonderheit

derheit des neuen Testamentes, und suchte sie insonderheit mit dem Leben Jesu, und was er für ein guter, großer Mann war, bekannt zu machen. Er ließ sich über verschiedene Dinge, die sie gelesen und die er ihnen erzählt hatte, urtheilen, machte sie auf gute und schlechte Menschen, auf Gott, Vorsehung, Natur und Menschenleben aufmerksam, und fand da viele Gelegenheit zu guten Lehren und Ermahnungen. So wußten Jacobs Kinder schon viele Religionslehren, ehe noch mit ihnen der Religions-Unterricht aus einem Lehrbuch getrieben worden war: und sie sagten in der Folge oft bey diesem Unterricht, das wißen wir ja schon aus dem, was Sie uns, lieber Lehrer! erzählt, und was wir bey Ihnen gelesen haben. Es war also jetzt dem Lehrer ein Leichtes, ihnen die Wahrheiten des christlichen Glaubens nach einer gewißen Ordnung beyzubringen, und ihnen die Hauptbeweise derselben einzuprägen. Er lehrte sie auch etwas Weniges aus der Geographie, aus der Naturlehre und Geschichte, und dafür erzeigten sich Jacob und Leonore dankbar gegen ihn, anstatt durch eine unempfindliche Gleichgültigkeit, und durch dergleichen dumme Fragen, die man oft hört: „Wozu soll dieß meinem Kinde nützen?" seinen Eifer zu schwächen. Im Rechnen und Schreiben blieben die Kinder auch nicht zurücke, und da sie älter wurden, gaben ihnen ihre Eltern allerley Gelegenheit, sich in dieser Kunst zu üben. Man lernte sie

die gangbarsten Geldsorten kennen, sagte ihnen, wie viel ein großes Stück kleinere Geldstücke enthielte, ließ sie dieselbe vor- und zusammenzählen, und bald auf dem Papiere bald aus dem Kopfe etwas rechnen. Der Vater ließ seine Jungen kleine Conti machen, die Mutter gab ihren Mädchen wieder andere Rechnungen auf, und ihre Kinder machten so gute Fortschritte, daß sie sich mit der Großmutter nicht genug darüber freuen konnten. Diese dankte selbst einmal dem Lehrer ihrer Enkel mit großer Rührung, und drückte ihm ein schön Stück Geld in die Hand (*).

So wuchsen Jacobs Kinder immer mehr heran, und ließen die schönsten Hoffnungen von sich erwarten. Sie waren fromm: denn sie hatten die Religion

(*) Anmerkung. Vielleicht scheint es manchem meiner Leser und Leserinnen, als ob das, was ich von der Kinder-Erziehung Jacobs durch seinen guten und vernünftigen Hauslehrer gesagt habe, nicht zu einer Geschichte für Dienstbothen gehörte. Da aber dieses mein Werkchen auch zum Theil für Herrschaften und Eltern bestimmt ist, so bin ich in dieser Rücksicht wenigstens einigermaßen entschuldiget, daß ich auch hievon ein Wort gesagt habe. Uebrigens bin ich der Meynung, daß diese Erzählung gewiß nicht überflüßig sey, da aus Dienstbothen einmal Mütter werden, für die es sehr nothwendig zu wissen ist, einen guten Hauslehrer zu kennen, zu beurtheilen und schätzen zu lernen.

W.

nicht blos mit dem Gedächtniß, sondern mit dem Verstand und Herzen gefaßt, und hattenståts das schöne Beyspiel ihrer Eltern vor Augen. Sie liebten und schåtzten dieselbe mit aller Hochachtung und Zårtlichkeit. Als Geschwister waren sie nicht minder einander liebreich und zårtlich zugethan. Jacobs Kinder waren überall wegen ihrem Wohlverhalten und ihren guten Sitten beliebt. Insonderheit zeichnete sich Christine vor allen aus. Ob sie gleich schon ein so ziemlich erwachsenes Mädchen war, so nahm sie doch jeden Tag an dem Unterricht des Hauslehrers Antheil, und sie dachte zu gut und zu vernünftig, als sich zu schämen, etwas Nützliches zu lernen. Die übrige Zeit mußte sie ihrer Mutter, mit ihrer åltern Schwester in der Haushaltung helfen, und jene gab sich alle Mühe, sie einst zu guten Hausmüttern zu bilden. Sie sahe sich auch für ihre mütterliche Sorgfalt durch das Wohlgerathen ihrer Töchtern reichlich belohnt. —

Zweytes Kapitel.

Jacob stirbt. Christine muß sich entschließen eine Dienstmagd zu werden: sie hat ihre heimliche Bedenklichkeiten dagegen, die aber größtentheils durch ein Gespräch des Pfarrers M. mit ihr über den Werth und das Vortheilhafte ihres künftigen Berufs gehoben werden. Eleonorens gute Ermahnungen.

Christinens Vater starb, da sie noch nicht volle achtzehn Jahre alt war. Ihre Geschwister, fünfe an der Zahl, waren noch jünger, doch hatten sie alle ein solches Alter erreicht, für welches der elterlichen Erziehung zwar noch viel zu thun übrig blieb, bey welchem aber jene Mühe und Beschwerlichkeiten überstanden waren, welche die erste Erziehung kleiner, noch ganz unerwachsener Kinder, insonderheit den Müttern verursacht. Auf einer Seite glücklich, einen so guten Vater gekannt und seine Erziehung genossen zu haben, fühlten sie sich aber auch auf der andern höchst unglücklich, diesen besten, zärtlichen, ehrlichen und redlichen Vater, und zwar so bald zu verlieren. Es war der wehmüthigste, jammervollste Anblick, Jacobs Kinder zu sehen, wie sie um sein Krankenbette herum stunden, und ihn bald bey der Hand nahmen, bald küßten, bald aus seinem Todesschlummer durch allerley Fragen oder Bewegungen zu wecken suchten.

Man hatte alles mögliche zu thun, sie von demselben in einiger Entfernung zu halten, theils, um ihn nicht zu beunruhigen, theils um sie der Gefahr nicht auszusetzen, von dem hitzigen Fieber an welchem er darnieder lag angesteckt zu werden. Aber die Liebe ließ sie keine Gefahr scheuen, sie wären alle gerne mit ihrem Vater gestorben, — und so oft er sich nur bewegte, liefen sie wieder auf ihn zu, und wollten sehen, wie er sich befände. Es geschahe nur einmal, seit dem ersten Ueberfall, daß Jacob ganz zum Besinnen kam, und eine halbe Stunde Zeit behielt mit seiner Eleonore und seinen Kindern zu reden. Das überwiegende Gefühl einer ungewöhnlichen Ermattung und einer brennenden Hitze, ließ ihn seinen nahen Tod ahnden, und doch wollte er ihn aus einer gewißen Zärtlichkeit nicht selber seinen Lieben ankündigen. Er fragte also seine Leonore, was denn der Arzt von seiner Krankheit urtheilte? Es wird schon mit Gottes Hülfe, sagte sie, beßer werden, und weinte. Hier giengen auch unserm Jacob die Augen über. Der Wunsch länger zu leben, der Anblick seiner tiefbetrübten und von ihm so zärtlich geliebten Leonore, der Gedanke an seine Kinder, die traurige Gegenwart und die süße Erinnerung an die Vergangenheit verursachten ihm einen unaussprechlichen Schmerz, er wollte immer reden, aber er vermochte es nicht, er dachte an die nahe Trennung, — und doch konnte er sich überwinden, Abschied zu nehmen. Endlich faßte er allen Muth zusammen,

sammen, nahm Leonore bey der Hand, drückte diese zitternd gegen seinen Mund, drückte sie mit angestrengter Kraft und wehmüthig verzogner Miene, — noch einmal recht fest, und sagte: Leonore! Sey gefaßt! — Was Gott thut, das ist wohl gethan! — Ich habe noch nicht alle Hoffnung des Lebens und frohen Wiedergenesens aufgegeben — Gott kann mich wohl wieder aufrichten, und ach! wie wollt ich ihm danken, wenn er mich euch wieder schenkte! Aber, wenn sein Rath etwas anders beschlossen haben sollte, gieb dich in seinen Willen! — er ist doch der beste. Du wirst's erfahren — auch wenn ich nicht mehr bin. Freylich thut es weh, sich trennen zu müßen, von denen, die man lieb hat, und ich — ich fühl's am meisten. O Leonore! tausend Dank für deine Liebe und Treue, Du hast es ehrlich und redlich mit mit gemeynt, Gott lohne Dir dafür! — Wir scheiden nicht auf ewig — ich geh voran, und Du mit deinen Kindern folgst mir nach. Sorge doch dafür daß von denselben keines verloren gehe, — und ziehe sie auf in der Furcht und Ermahnung zum Herrn! Laß sie auch kommen, sagte Jacob, meine lieben Kinder, — und indem Leonore weggieng, sie herbeyzurufen, seufzte er in der Stille, Vater! erhalte sie in deiner Wahrheit! — und gönne mir die Freude, sie einst im Himmel alle wieder zu finden. Sie kamen, aber ihr Vater war über ihren Anblick zu gerührt, durch seine vorhergegangene Unterredung mit Leonoren zu erschöpft, als

daß

daß er viel mit ihnen hätte reden können. Er sahe sie wehmüthig an, reichte einem nach dem andern seine Hand, mit einem gewißen verzogenen Lächeln, und sagte: Kinder! wenn ihr mich lieb habt, so bleibt gut und fromm! Euer Lebenlang habt Gott vor Augen und im Herzen, und hütet euch, daß ihr in keine Sünde williget, noch thut wider Gottes Gebothe! Alle schluchzten, Christine neigte sich in bangen Ahndungen über ihren Vater, wollte noch mit ihm reden, und ihm danken für alles Gute — aber sein Bewußtseyn war wieder verschwunden, er sank kraftlos hin, und kam nicht wieder zu sich selber. den folgenden Tag entschlief er, unter dem Gebeth seines Seelsorgers und unter tausend Thränen der Seinigen. Sein Leichenbegängniß war eines der wehmüthigsten. An seinem Grabe stand nicht nur das zärtlichste Weib, und fünf Kinder, die ihren Vater in die Wette geliebt hatten, die über seinen Verlust blutige Thränen weinten, sondern noch viele andere, die ihn tief betrauerten, und bey sich selber sagten:

Ach! sie haben einen guten Mann begraben! — Es kostete wirklich viel, Leonoren und ihre Kinder zu trösten, denn sie hatten an ihrem Vater viel, unendlich viel verloren, und traurig waren die Abende, die ihnen ohne seine Gegenwart langsam dahin schlichen. Das Andenken an seine Rechtschaffenheit und also auch an

seine Belohnung und seinen seligen Zustand im Himmel, eine wahre christliche Denkungsart, und die jeden Schmerz mildernde Zeit machte endlich ihren Verlust erträglicher und weniger empfindlich. Vor allen Dingen war es jetzt nothwendig, daß man für den künftigen Unterhalt Leonorens und ihrer Kinder sorgte. Jacob hatte zwar einiges Vermögen hinterlaßen, aber zur Versorgung einer so ziemlich großen Familie reichte es nicht hin. Wieder heirathen wollte Leonore nicht, theils weil sie zweifelte, jemals wieder einen so guten Mann zu bekommen, wie ihr Jacob war, theils weil sie aus einer gewißen Aengstlichkeit fürchtete, ihre Kinder möchten von einem Stiefvater nicht so gut behandelt werden, wie sie es wünschte, sie wollte ihnen auch durch eine zweyte Heirath ihr Erbgut nicht vermindern. Zum Glücke war der erste Sohn Martin schon so weit gekommen, daß er dem Handwerk seines Vaters vorstehen konnte. Er hatte an demselben den besten Lehrmeister gehabt, und seine Geschicklichkeiten in der Fremde mit den besten Zeugnißen erweitert. Dieser sollte also jetzt zurückberufen werden, und für seine Mutter das Handwerk führen. Die andern Kinder sollten im mütterlichen Hause bleiben, um von ihr selbst erzogen zu werden und ihr hülfreiche Hand zu leisten. Christine, weil sie die älteste Tochter war, sollte in fremde Dienste gehen. Ihre Vormünder machten ihr diesen Vorschlag bekannt, sie ließ sich denselben auch aus Folg-

sam

samkeit gefallen, doch war sie seit dieser Zeit immer etwas niedergeschlagen. Man fragte sie um die Ursache, aber sie wollte nichts gestehen. Endlich gelang es zufälligerweise ihrem Beichtvater, der einmal ihre Mutter und ihre Geschwister besuchte, das Geheimniß ihres Kummers herauszubringen. Er saß eben neben der Leonore am Tisch und sprach von ihrer Haushaltung und vom Vertrauen auf Gott, als Christine ins Zimmer trat. Nun, wie ich höre, liebe Christine! sagte er: hat sie sich entschlossen in Dienste zu gehen. Dieser Entschluß gefällt mir recht wohl. Es ist nicht mein Entschluß, Ehrwürdiger Herr! antwortete Christine mit einer gewißen Verlegenheit; wenn es auf mich ankäme, so wollte ich lieber bey meiner Mutter bleiben, und alle Arbeiten allein verrichten, ich wollte mirs noch so sauer werden laßen, wenn ich nur nicht in fremden Häusern dienen dürfte! Aber ich gehorche dem Willen meiner Mutter und Vormünder, so schwer es mich auch ankömmt. Hier sahe sie wehmüthig ihre Mutter an, und ließ eine Thräne fallen. Der Pfarrer glaubte nun die Ursache errathen zu haben, warum Christine mit so schwerem Herzen an ihren künftigen Beruf dächte, und sagte, nun weis ich schon, was ihr auf dem Herzen liegt: Nicht wahr! sie verläßt nicht gerne ihre Mutter und ihre Geschwister? — Ich kann ihrs auch nicht übel nehmen, wenn ihr diese Trennung etwas schwer fällt. Jede Veränderung, die wir in Ansehung eines bisherigen

unge-

angenehmen Aufenthaltes und Umganges treffen müssen, thut uns wehe, ich kann mirs also vorstellen, daß sie das Haus, wo sie gebohren und groß gezogen worden ist, nicht gerne verläßt, — und daß sie lieber immer bey ihrer Mutter und ihren Geschwistern bleiben möchte, um so mehr, da ihr immer so gut mit einander ausgekommen seyd. Aber das ist nun für immer doch nicht möglich. — Wenn sich heute oder morgen ein braver Mann um sie bewerben würde, würde sie seine Hand ausschlagen, um in ihrem elterlichen Hause bleiben zu können? Sie hat ja ihren lieben seligen Vater und dessen Umgang auch mißen müßen. Trennungen sind im menschlichen Leben unvermeidlich, und wir dürfen uns immer noch für glücklich schätzen, wenn wir nur durch Häuser und auf einige Viertelstunden von einander getrennt werden. Alsdenn bleibt uns immer noch die Hoffnung übrig, einander bald wieder zu sehen, und solche Zwischenräume, wo wir uns nicht immer genießen können, sind es, die unsern Umgang mit einander, nur oft noch angenehmer machen. Sey sie also gutes Muthes, liebe Christine! Sie bleibt ja mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern an einem Ort und in einer Stadt, und da wird es Gelegenheiten genug geben, wo ihr werdet einander sehen und sprechen können. Wie viele Diensthothen werden von ihren Eltern oft viele Meilen weit entfernt? und sie müßen sich in ihr Schicksal ergeben; sie gewöhnen sich nach und nach daran,

ohne

ohne sie und deren Umgang zu leben, und so wird auch sie sich das angewöhnen lernen, was ihr jetzt so schwer fallen will. Christine wollte dem Herrn Pfarre wegen dieser vermutheten Ursache ihrer Traurigkeit nicht recht laßen, und doch wollte sie den wahren Grund derselben nicht gestehen. Wenn ich nicht wüßte, sagte er daher, daß sie an Fleiß und Arbeitsamkeit gewöhnt ist, so würde ich glauben, daß sie in ihrem künftigen Beruf, wie so viele faule, verzärtelte Bürgerstöchtern, die Arbeit scheue: aber so war sie ja immer fleißig, und von Jugendauf an Geschäftigkeit und Thätigkeit gewöhnt. Die Lebensart eines Dienstbothens ist für sie also nicht neu, — sie darf sich Fleiß und Arbeitsamkeit, was freylich dem Ungewohnten oft so schwer fällt, nicht erst angewöhnen. Sie verwechselt nur die Geschäfte, welche sie bey ihrer Mutter verrichtete, mit andern in einem fremden Hause, und diese hat sie schon, wie ich weiß, so abgerichtet, daß ihr nicht leicht etwas unter die Hände kommen kann, was sie nicht anzugreifen wüßte. Ich bin es überzeugt, man wird die fleißige und geschickte Christine recht gerne haben, und Christine wird sich mit jeder Herrschaft stehen können. Sie lächelte und wurde roth, doch schien sie noch manche Bedenklichkeiten in ihrem Herzen zu haben, und beynahe wäre ihr ein „Aber —“ entwischt. Was ists denn noch, sagte der Pfarrer M., das sie abhalten kann, mit Freuden und gutem Muth einem Beruf anzutreten,

der so ehrenvoll, so nützlich und für jeden Dienstbothen selber in verschiedenen Rücksichten so vortheilhaft ist? denn sie denkt, wie ich überzeugt bin, zu vernünftig, als daß sie es für schimpflich halten sollte, zu dienen. Ihre Mutter war ja auch eine Dienstmagd, und so giebt es sehr viele brave, angesehene und wohlhabende Bürgersfrauen, die einst Dienstbothen waren, und die sich dieses ihres ehemaligen Berufes gewiß nicht schämen, so wenig sie sich denselben gereuen laßen. So wie es überhaupt keine Schande ist, zu arbeiten, so ist es auch nicht schimpflich für andere zu arbeiten, die Arbeit bestehe worinne sie wolle. Im Grunde arbeitet jeder für den andern, und die Herrschaft muß eben sowohl für ihre Dienstbothen arbeiten, um ihnen Kost und Lohn geben zu können, als diese für jene, um ihr Fortkommen in der Welt zu finden. Freylich hat mancher oft eine leichtere Arbeit als der andere. Aber das gehört nun einmal zu seiner Bestimmung, die ihm von Gott angewiesen worden ist. Und oft scheint nur eine Arbeit leichter zu seyn als die andere und ist im Grunde viel beschwerlicher und mühseliger. Ich denke so; zum arbeiten sind wir einmal in der Welt bestimmt, wir sollen im Schweiß des Angesichts unser Brod essen. Es ist also gleichviel, welche Arbeit uns von Gott angewiesen worden ist, wenn wir nur bey derselben unser Auskommen finden und vergnügt sind. Und wahrlich, in dieser Rücksicht hat es oft mancher Dienstbothe beßer

als seine Herrschaft. Er ist von vielen quälenden Sorgen frey, die oft manchen Hausvater und manche Hausmutter beunruhigen. Es mögen die Lebensmittel theuer oder wohlfeil seyn, so muß ihm nun einmal seine Kost abgereicht werden, und er bekümmert sich nicht, wo seine Herrschaft Geld hernimmt. Er bekommt überdieß seinen Lohn und bisweilen noch sein Trinkgeld dazu. Freylich muß er dafür arbeiten, und sich manches gefallen laßen: aber das müßen andere auch, — mancher Hausvater und manche Hausmutter muß sich oft noch mehr plagen, als ihre Magd und ihr Knecht, und doch müßen sie oft noch froh seyn, wenn sie nur das tägliche Auskommen haben. An Ersparen und Ueberrest ist bey vielen gar nicht zu gedenken. Viele Dienstbothen wißen wohl nicht was sie wollen, wenn sie sich über ihrem Beruf beschweren, aber sie lernen in der Folge nicht selten ihren Irrthum einsehen, und wünschten oft, wenn es möglich wäre, in ihre vorige Lage zurückzukehren. Als Dienstbothen war ihnen oft jede Arbeit zu viel, — und im Ehestande müßen sie noch mehr thun: als Dienstbothen war ihnen oft nichts gut genug, und als sogenannte Herren oder Frauen wären sie froh, wenn sie wieder von den Tischen ihrer Herrschaft speißen könnten; sonst hatten sie immer Klagen über dieselbe, und jetzt schätzten sie sich glücklich wieder bey ihnen zu seyn. Die Freyheit, von der sie so viel träumten, hat ihren Glanz verloren, und läßt

sie nicht selten wünschen, wieder in jene vortheilhafte Sklaverey zurückzukehren, die ihnen oft so lästig war. Wenn Menschen überhaupt, und so auch Dienstbothen, nur immer die Vortheile ihres Standes, mit den Beschwerlichkeiten desselben vergleichen wollten, so würden sie gewiß zufriedener seyn. Und solcher Vortheile haben Dienstbothen gewiß viele. Ich rechne, sagte der Pfarrer W. zu denselben insonderheit auch den, daß man in diesem Stande viel lernt, und lernen kann, wenn man nur will. Es ist gewiß zur Beförderung unserer künftigen Glückseligkeit und unseres Fortkommens in der Welt keine Kleinigkeit, sich in den Willen anderer schicken zu lernen. Wir müßen einmal unter Menschen leben, von welchen nicht alle so denken, wie wir, von welchen einige höchst wunderlich sind, und uns oft gerade entgegen handeln, -- unter denen wir aber doch stehen, mit denen wir Umgang haben, und in Verbindung leben müßen. Was giebt es oft für eigensinnige, wunderliche Männer, Schwiegereltern, Hausgenoßen, Nachbarn, Verwandte und andere Leute, mit denen uns Beruf, Vortheil und Bekanntschaft verbindet! Wer nun nicht gelernt hat, sich in andere zu schicken, und sich etwas gefallen zu laßen, der stoßt alle Augenblicke an, und setzt sich Unannehmlichkeiten aus: aber wer diese Kunst versteht, dem trägt sie oft reichliche Zinsen, und zur Erlernung derselben, haben Dienstbothen, die bisweilen unter so verschiedenen Herrschaften stehen müßen,

die schönste Gelegenheit. Es ist sicher, fuhr der Pfarrer fort, wer nicht gehorchen gelernt hat, der lernt nicht vernünftig befehlen, und wer andern nicht unterwürfig gewesen ist, der kann nicht gut herrschen. Dienstbothen profitiren also auch da, daß sie lernen, als künftige Hausmütter und Hausväter ihrem Hause wohl vorzustehen, und ihre Untergebene vernünftig und billig zu behandeln. Freylich giebt es Dienstbothen, aus denen oft die brutalsten Herrschaften werden, die ihr Gesinde oft noch weit schlimmer behandeln, als sie behandelt worden sind, die an denselben oft noch die Rache ausüben zu wollen scheinen, welche sie an ihrer Herrschaft nicht ausüben konnten, es giebt aber auch wirklich gute, brave Dienstbothen, die bey ihrem künftigen Gesinde die Fehler welche ihre Herrschaft gegen sie begangen hat, zu vermeiden suchen, die es für Pflicht halten, sie eben so gut und vernünftig zu behandeln, wie sie behandelt worden sind, die nach dem Muster ihrer ehemaligen guten Herrschaft ihre Haushaltung einzurichten gelernt haben. Wer selber eine Arbeit verrichtet hat, der weiß wie viel Zeit, Kraft, Geschicklichkeit dazu gehört, welche Fehler dabey können begangen, und welche Vortheile angewendet werden. Er wird also auch über die Arbeiten anderer beßer urtheilen können, er wird Nachsicht und Geduld mit andern haben lernen, — er wird aber auch Fehler verbeßern und beßere Anleitung seinen Untergebenen geben können; und welcher

Vor-

Vortheil ist das für solche Herrschaften, die ehemals selber gedient haben, und die es wißen, daß sich wohl in einem Augenblicke ein Geschäft befehlen, aber nicht verrichten läßt, — daß es leichter sey, etwas zu tadeln als beßer machen. Und so können, sagte der Pfarrer, Dienstbothen noch viel hundert andere nützliche Dinge lernen, in ihrem Beruf, welche ihre Vollkommenheit befördern, und die ihnen einst gut zu statten kommen. O ja! sagte Leonore, ich kann meinen Herrschaften, denen ich gedient habe, nicht genug danken. Zwar ließen mich, als einer Bürgerstochter, meine Eltern die nothwendigsten weiblichen Beschäftigungen erlernen, aber es fehlte mir doch bald da, bald dort. — Es wollte mir zwar nicht gefallen, wenn meine Herrschaft bisweilen meine Geschäfte verachtete, wenn man mir Arbeiten zurückgab, daß ich sie anders machen sollte, wenn man ein von mir zubereitetes Eßen tadelte, wenn man mich mit schlecht eingekauften Waaren wieder zurück schickte, wenn man mir Einfalt vorwarf, — wenn man mich bald in der Küche, bald in dem Zimmer einer nicht gehörigen Ordnung und Reinlichkeit beschuldigte, das wollte mir oft nicht gefallen, — aber ich lernte dadurch mehr Aufmerksamkeit, und meine Geschäfte beßer einrichten. Ich lernte vieles, was ich im Hause meiner Eltern nicht hätte erlernen können. Die strenge Aufsicht meiner Frau gewöhnte mich an eine Pünktlichkeit, Ordnung und Reinlichkeit, die mir bis jetzt viele Vor-

theile brachte. Ich habe auch in Ansehung des Aeußerlichen meiner ehemaligen Herrschaft viel Gutes zu verdanken, — die mich nach und nach zu einer gefälligern Sprache, zu beßern Sitten, und zu einem höflichen gefälligen Betragen gewöhnten, ohne mich zur affektirten Närrinn zu machen, wie es jetzt viele Dienstbothen giebt. O liebe Christine! sagte Leonore, es wird dich nicht gereuen, wenn du meinem und dem Vorschlag deiner Vormünder folgst: der Pfarrer bekräftigte diese Versicherung, und lobte Christinen wegen ihrer Folgsamkeit, die für sie selber, sowohl als für ihre Mutter vortheilhaft wäre, indem sie dieser bey der Versorgung ihrer Kinder, doch einige Erleichterung verschaffte. Und das müßen, sagte er, gute Kinder thun, — und sie thun es auch gerne. Auch dieß, setzte er hinzu, muß sie meine liebe Christine nicht vergeßen, daß sie in ihrem Beruf für andere viel Gutes stiften, und sich durch die gewißenhafte Erfüllung desselben einen schönen Schatz für die Ewigkeit sammeln kann. Weiß sie, was in der Bibel steht, was ein jeder, (auch vom Gesinde) Gutes thut, das wird er vom Herrn empfahen? — Und gewiß werden gute Dienstbothen einst einen schönen Lohn hievon im Himmel davon tragen, da sie so viel zum Nutzen und zur Erleichterung anderer, zu einem vergnügten Leben beytragen können. Christine schien jetzt ruhiger ihrem künftigem Beruf entgegen zu sehen, doch war ihr immer noch, wie sie sich äußerte, für einer bösen

Herrschaft bange. Auch hier, hat sie nicht Ursache unruhig zu seyn. Die meisten bösen Herrschaften, werden oft nur durch böse Dienstbothen gemacht, und oft ist nicht der hunderste Theil daran wahr, was man ihnen nachsagt, Christine wird sich schon so zu verhalten wißen, daß man mit ihr zufrieden seyn kann, — Ich wünsche ihr also viel Glück und Segen zu ihrem künftigen Beruf. Christine war also jetzt fest entschlossen, in Dienste zu gehen, aber noch war es nicht ausgemacht zu welcher Herrschaft. Ihre Mutter dachte zu gut, zu vernünftig und zu christlich, als daß sie nicht auch hier Ueberlegungen angestellt hätte. Es war ihr nicht bloß, wie vielen Eltern, in Ansehung ihrer Kinder darum zu thun, daß sie in ein Haus käme, wo sie vieles Einkommen hätte. Sie fragte nicht nach, wie es oft geschieht, bey welcher Herrschaft es wenig Arbeit gäbe, und wo man ruhige Tage hätte, — ihre Christine sollte erst recht arbeiten lernen. Eine Hauptsorge Leonorens war immer, daß sie in eine solche Familie käme, wo sie nicht verführt würde, wo sie unter Aufsicht stünde, und noch mehr lernen könnte. Ach möchten alle Eltern und Dienstbothen so vernünftig denken, — und bey der Wahl eines Dienstes eine christliche Behutsamkeit beobachten! So manches Gesinde schon verlor über den zu hoffenden Vortheilen, bey ihrer Herrschaft, Frömmigkeit, Tugend, Unschuld, Ruhe — und auch den Himmel. Wer

Erfahrung hat, versteht mich! — Und wer mich nicht versteht, den erinnere ich an so manchen Dienstbothen, welcher im Hause einer unchristlichen Herrschaft verführt wurde, und dem zeitlichen Vortheil die ewige Güter der Frömmigkeit und des guten Gewißens aufopferte. Zuletzt sahen diese unglückliche Menschen ihren Leichtsinn ein, aber es war zu spät. — Sie verfluchten denselben, aber sie hatten sich ihr Unglück selber zuzuschreiben. — Ihr Leichtsinn war es, der oft über solche Herrschaften spöttelte, in deren Häusern man noch etwas auf Frömmigkeit, Gebeth und Gottesdienst hielt, und wo man auch den Dienstbothen dazu ermunterte. Ihr Leichtsinn war es, nach welchem sie solche herrschaftliche Häuser verließen, — wo es ihnen, wie sie sagten, viel zu still zugienge, — wo man viel zu eingezogen leben müße. — Ihr Leichtsinn war es, der sie solche herrschaftliche Familien aufsuchen ließ, wo man nicht so eingeschränkt wäre, wo man mehr Freyheit und Lustbarkeit hätte, — wo man mit Mannspersonen Umgang haben könnte, und was dergleichen mehr ist. — Aber eben dieser Leichtsinn war nicht selten die Quelle ihres nachmaligen Unglücks. — Sie kamen in ihrem Christenthum immer weiter zurück, — und erkannten es zuletzt, aber mit vielen Gewißensbißen: Was hilf's dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an seiner Seele. Indem sich Leonore mit diesem

Gedanken an die Versorgung ihrer Tochter beschäftigte, so schickte eine Verwandte zu ihr, und ließ sie fragen, ob Christine nicht zu ihr in Dienste gehen wollte? Leonore machte zwar, weil sie diese Person nebst ihrem Manne näher kannte, allerley Bedenklichkeiten: doch gab sie den Bitten ihrer Tochter nach, die ein Verlangen äußerte, diesen Dienst anzunehmen, weil sie mit diesen Leuten schon bekannt wäre. Es wurde ihr auch von denselben freygestellt, zu kommen wenn sie wollte. Leonore sorgte also in aller Geschwindigkeit für die nöthigen Kleidungsstücke ihrer Tochter. Noch näher lagen ihr so manche Ermahnungen am Herzen, die sie ihr noch geben wollte. Es war den letzten Abend ihres Aufenthalts im elterlichen Hause, als Leonore Christinen bey der Hand nahm, und sagte: — „Ich kann Gott nicht genug danken, dich so weit gebracht zu haben, daß du dir jetzt selber dein Brod verdienen kannst. Du weißt es, daß wir, Dein in Gott ruhender Vater und ich, alles thaten, was wir thun konnten, unsern Kindern eine gute Erziehung zu geben. Du bist das erste Pfand unserer Liebe gewesen, auf welches wir auch unsere erste Aufmerksamkeit richteten, und mein Herz giebt mir vor Gott das Zeugniß, daß wir an dir mit Wißen und Willen nichts versäumt haben. — Wir ließen dich alles dasjenige erlernen, was eine Person deines Standes wißen und verstehen muß, um in der Welt fort-

zukommen, — ich gab dir alle Anleitung im Hauswesen, und dein Vater war mit mir hauptsächlich darauf bedacht, dich zu einer guten, frommen Christinn zu machen. Keine beßere Aussteuer sagte er oft, können wir unsern Kindern nicht geben, als wenn wir sie etwas Rechtschaffenes erlernen laßen, und sie zur Frömmigkeit erziehen. Ohne Frömmigkeit und Geschicklichkeit giebt es ohnehin keinen göttlichen Segen. Wer seine Arbeit nicht versteht — der wird bey Geld und Gut arm, — und wer nicht gut und fromm ist, der ist doch nicht glücklich, wenn er es auch äußerlich zu seyn schiene. Wenn du mich also liebst, wenn du deinen guten seligen Vater nicht vergeßen hast, — wenn du glaubst uns für unsere Mühe und Sorgfalt, die wir auf dich gewendet haben, für unsere Liebe zu dir, — Dank schuldig zu seyn, so behalte, — was du hast, — so laß unsere süße Hoffnungen, die wir von dir allezeit schöpften, nicht vergeblich seyn. Dein Vater, liebe Christine! hielt viel auf dich, und erwartete viel von dir. — Er sagte es oft zu mir, daß du gewiß seine Wünsche erfülltest, und ich — verspreche mir nicht weniger von dir. Du hast einen guten Grund gelegt, und wenn du nur darauf bauen willst, so wird es dir zu deinem Glück, und mir zu meiner Freude nicht fehlen. Stehe dir also nicht selber im Wege! — Bleib gut und fromm, und vergiß nicht, was dein sterbender Vater gesagt hat: dein lebenlang

lang hab Gott vor Augen und im Herzen! — Wirst du deines Gottes und deines Erlösers vergeßen, — so wirst du bald verführt seyn, und ich stehe für keine schlechte Handlung gut, die du nicht zu begehen im Stande wärest: du wirst weniger gewißenhaft, du wirst leichtsinnig werden, und denn ist ein Fehltritt nach dem andern unvermeidlich. Noch einmal, liebe Tochter! bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wirds zuletzt wohl gehen. --- Ich würde mich zu Tode betrüben, wenn ich von dir hörte, daß du dich verführen ließest, und daß du bösen Beyspielen folgtest. Ich dächte denn meine Tochter verloren zu haben, und dieser Gedanke wäre mir der traurigste. -- Nimms dir, liebe Tochter! nicht zu schwer in anderer Dienste zu gehen, aber nimm es dir auch nicht zu leicht, wie es so viele thun. Du sollst beym Dienen nicht auf deinen Vortheil allein, sondern auch auf deine Pflichten sehen. Und es ist wirklich eine Gewißens-Sache, ein Dienstbothe zu seyn. --- Seine Pflichten sind wichtiger als sie zu seyn scheinen. Du weißt, daß sie dem Herrn dienen sollen, und nicht den Menschen; Ihr Beruf und die Erfüllung deßelben ist also Religionssache, was sie in demselben vernachläßigen, das ist Vernachläßigung ihrer Christenpflicht, --- das versäumen sie zu ihrem Schaden und zu ihrer künftigen Verantwortung. Ein schlechter Dienstbothe kann unmöglich ein guter Christ seyn, denn er thut das nicht

was ihm seine Religion so sehr empfiehlt und zur Pflicht macht. Noch einmal, liebe Tochter! ich kann es dir nicht genug sagen, wie wichtig diese deine Pflichten sind, die dir als Dienstbothen obliegen. Nicht selten hängt die Ruhe und das Glück des ehelichen Standes, wenigstens ein großer Theil desselben von Dienstbothen ab. Denke es dir selber, wie viel es im ehelichen Leben auf Ordnung, Reinlichkeit, Ehrlichkeit, Sorge für Kinder, Verschwiegenheit, Fleiß, Sparsamkeit und Achtsamkeit ankömmt, --- wozu Dienstbothen so viel beytragen können und sollen, und schließe weiter, --- unchristliche, träge, lüderliche, betrügerische, nachläßige, geschwätzige und verläumderische, unehrliche, sorglose und trotzige Dienstbothen sind der Ruin und die Geisel einer Familie. Ueberlege also deine Schuldigkeit wohl, und thue sie immer treuer und gewissenhafter. --- Denke, daß du einst auch von deinen Dienstjahren wirst Rechenschaft geben müßen; und daß die guten Werke, wodurch du deinen Glauben beweisen sollest hauptsächlich in der gewißenhaften Erfüllung deiner Berufs = Pflichten bestehen. Du kannst das Hauptgeboth der Liebe, welches dich deine Religion lehrt, nicht besser erfüllen, als wenn du deiner Herrschaft in allem zu Gefallen lebst. Liebe, --- sey die erste Pflicht, welche du gegen sie auszuüben suchen sollest. Diese Liebe bist du jeder Herrschaft schuldig, sie sey beschaffen wie sie wolle. Ist sie gut --- meynt sie es redlich mit dir, so

haft

hast du zu Ausübung derselben doppelte Verbindlichkeit: Du sollst alsdenn in deiner Herrschaft nicht nur deine Mitchristen, deine Vorgesetzten, sondern auch deine Freunde, Gönner und Wohlthäter lieben lernen. Ist sie böse und behandelt dich strenge, --- so sollt du ihnen als deinen Feinden wohlthun, und sie zu gewinnen suchen. Das unbilligste Verfahren gegen dich, kann dich niemals von deiner Pflicht lossprechen. Wenn du deine Herrschaft aufrichtig lieben, wenn du dich von dieser Pflicht immermehr überzeugen wirst, so wirst du gewiß alles thun, was ihnen Freude machen, und was zu ihrem Vortheil dienen wird, du wirst alles vermeiden und unterlaßen, was ihnen Schaden oder Verdruß und Kummer verursachen kann, du wirst auf ihr Wohl, auf ihren Nutzen und Vortheil, auf ihre Erleichterung, auf ihr Vergnügen sehen wie auf dein eigenes, du wirst das, was ihnen wehe thun kann, betrachten, als das, --- was dir unangenehm wäre: Und denn wirst du deine Pflichten gewiß mit Leichtigkeit und Gewißenhaftigkeit erfüllen. Du wirst dich bald in diesem bald in jenem Fall immer daran erinnern, daß dir dieses und jenes angenehm oder nicht angenehm wäre, und dieses Bewußtseyn wird lehren, wie du dich gegen deine Herrschaft verhalten sollst, --- nämlich gerade so, wie du wünschtest daß dein Gesinde sich gegen dich verhielte, wenn du Hausfrau wärest. Erfülle, meine liebe Christine! nur diese Pflicht der Liebe, so wirst du in allen Fällen wißen, was du zu

thun

thun und zu unterlaßen hast. Ich habe dir nun weiter, was dein Verhalten anbelangt nicht mehr viel zu sagen. Die Hauptpflichten eines Dienstbothen, Gehorsam in allen Dingen, die nicht wider Gottes Geboth sind, Treue und Redlichkeit die sich an keinem Häller vergreift, --- die auch auf Kleinigkeiten zum Nutzen ihrer Herrschaft sieht, --- Fleiß und Arbeitsamkeit, gute Anwendung der Zeit und jeder Viertelstunde, (denn du mußt bedenken, daß du als Dienstbothe nicht Herr deiner Zeit bist, und daß du keine Viertelstunde verschwätzen und müßig gehen kannst, ohne dich zu versündigen. ---) Hochachtung gegen deine Herrschaft und Geduld mit ihr, --- diese Hauptpflichten sind dir bekannt: und ich weiß du wirst sie erfüllen, und immer besser zu erfüllen suchen. Vergiß auch eine Haupttugend nicht, die an jedem Menschen so gut steht, und die auch für jeden Dienstbothen so nothwendig ist, --- ich meyne die Reinlichkeit --- am Körper, und in der Wäsche und Kleidung. Stehe lieber eine halbe Stunde früher auf, um deinen Körper rein erhalten zu können; und wenn du nicht Zeit haben solltest deine Wäsche selber fleißig zu waschen, und deine Kleidungsstücke zu verbeßern, so schick sie mir; daß ich es für dich thue. Eine schmutzige Magd verschafft einen unausstehlich widerlichen Anblick. Mache dich auch mit andern Dienstbothen nicht zu vertraut: am allermeisten wünschte ich, daß du insonderheit jene Zusammenkünfte in Häusern und öffent-

lichen

lichen Plätzen vermeiden möchtest, wo so manche Viertelstunde mit unnützen Gewäsche verplaudert wird, und wo die Herrschaften so übel mitgenommen werden. Hier wurde schon so mancher gute Dienstbothe verdorben, und gegen seine Herrschaft übelgesinnt gemacht. Vermeide das Klagen bey andern über deine Herrschaft, wenn du auch glaubst zu klagen Ursache zu haben; und wenn du nicht gewiß voraussiehst, daß ich dir Erleichterung verschaffen kann, so wünschte ich, daß du selber mir, deiner Mutter, von deinen Klagen nichts offenbartest. Laß dich liebe Christine nicht verführen! sey behutsam im Umgang mit Mannspersonen, mache dich mit keinem vertraut, und vermeide alles verliebte, verbuhlte Wesen: sonst ist dein Fall näher, als du dir es einbildest. Um gut zu werden und zu bleiben, vergiß des Gebethes nicht. Noch einmal, habe immer Gott vor Augen und im Herzen, und du wirst gewiß dein Glück in dieser und in jener Welt nicht verfehlen. Christine wurde durch diese Ermahnungen sehr gerührt, und versprach es ihrer Mutter aufs heiligste, sich gut und christlich zu verhalten. Leonore gab ihr darauf ihren Segen, und wünschte ihr alles Gute. Den folgenden Tag stellte sich Christine bey ihrer neuen Herrschaft ein.

Drittes Kapitel.

Christine hat das Unglück zu einer wunderlichen, geizigen Herrschaft in Dienste zu kommen. Sie leidet viel, doch lernt sie sich in ihre Lage schicken, durch eine christliche Selbst-Ueberwindung, durch Schweigen, Dulden, Nachgeben ꝛc. Etwas von der Art, wie man mit solchen Leuten umgehen muß. Wie hilft sich Christine beym Geiz ihrer Herrschaft? Etwas von den unerkannten Sünden des Gesindes in solchen Fällen. Bisweilen richtet ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, und eine bescheidene Vorstellung bey einer Herrschaft viel aus. — Christine versteht die Kunst, sich den Aufenthalt bey ihrer Herrschaft nicht nur erträglicher, sondern sich auch bey derselben beliebt zu machen. Sie giebt derselben in ihrem Alter die schönsten Proben von Treue, Sorgfalt, Geduld und uneigennütziger Liebe. Sie wird dafür reichlich belohnt.

Niemand war, und zwar ängstlich begieriger als Leonore, zu erfahren wie es ihrer Christine gienge, und ob sie sich in ihren neuen Beruf und in ihre Herrschaft würde schicken können. Es war weder die gewöhnliche Neugierde vieler Eltern, die durch ihre in Diensten stehende Kinder und Töchter alles erfahren

wollen, was in den Häusern ihrer Herrschaften vorgeht, die sie bis auf Kleinigkeiten ausfragen, und sich oft für beleidiget halten, wenn jene das mindeste Geheimniß zurück behalten, noch war es jene übertriebene Mutterliebe, die das verzärrelte Tochterlein immer fragen möchte, ob ihr ja nichts zu leide geschehe? ob sie nicht zuviel arbeiten müßte? ob ihr nichts abgienge? --- eine Liebe, --- die eben so unvernünftig und lächerlich als schädlich ist, --- weil sie Kinder verzärtelt, weil sie diesen oft zu ungegründeten Klagen Gelegenheit giebt, und sie nicht selten erst unzufrieden macht: sondern es waren andere Gründe, welche Leonoren wünschen machten, ihre Tochter zu sehen und zu sprechen. Sie hatte von jenem Ehepaar, in deren Dienste Christine getreten war, nie die vortheilhaftesten Nachrichten gehört, und sie kannte es auf einer Seite, welche nicht die beste war. Es bangte ihr daher öfters wegen ihrer Tochter, deren Entschluß so geschwind gefaßt war, zu solchen Leuten in Dienst zu gehen, --- blos aus dem Grunde, weil sie Anverwandte und Bekannte wären. Sie glaubte sich auch bisweilen einen Vorwurf machen zu müßen, daß sie jene nicht mit ihrer zukünftigen Herrschaft etwas näher bekannt gemacht, und sie wenigstens auf manche unangenehme Vorfallenheit und auf Geduld vorbereitet hätte. Allein das wollte sie auch nicht thun: Christine hatte einmal Lust in diesen Dienst zu gehen, und diese wollte sie ihr nicht benehmen. Sie trö-

stete sich damit, daß die Sache doch vielleicht wider Vermuthen besser gienge. Ihre Erfahrung sagte ihr zwar, daß öfters Verwandte am wenigsten mit einander auskommen könnten, und daß sich Kinder und junge Leute von ihren Basen und Vettern nicht selten am meisten müßten gefallen lassen, --- aber Christinens gute Gemüthsart, und ihre Art sich in andere Leute schicken zu können, schien ihr wieder gegen diese Erfahrung Beruhigung zu geben. Die Anfrage von Seiten ihrer Verwandtinn, und der Wunsch dieser --- in ihre Dienste zu gehen, dünkte ihr, ein gewißes Vertrauen vorauszusetzen, welches beyde gegen einander hätten, und welches vielleicht auf beyden Seiten gute Wirkung thun möchte. Es ist schon oft, dachte sie bey sich selber, einem Menschen gelungen, andern Genüge zu leisten, denen es vorher niemand Recht machen konnte. Bisweilen kommt es nur darauf an, daß man einander kennen und sich recht verstehen lernt, und denn ist alles gut; insonderheit wenn man etwas tragen kann und nachzugeben gelernt hat. Vielleicht versteht Christine diese Kunst und lernt sie: wo nicht, so kann sie ja wo anders ihr Glück suchen. Leonore hatte ihre Tochter vierzehn Tage lang mit keinem Auge gesehen. In ihrem Geiste war diese immer bey ihrer Mutter, aber sie getrauete sich doch nicht zu ihr zu kommen, so sehr sie es auch gewünscht hätte. Ihre neue Herrschaft hatte sich sogleich anfangs, ein für allemal dahin erklärt, daß

das

das so oft gewöhnliche Zusammenlaufen der Dienstbothen und ihrer Eltern und Verwandten unterbleiben möchte: und Christine glaubte derselben gehorchen zu müssen; daneben fürchtete sie auch verrathen zu werden; und dadurch zu allerley Verdruß und Mishälligkeiten Anlaß zu geben. Für Christinen war freylich dieses Verboth ihrer Frau etwas hart; allein diese hatte doch auch ihre Gründe, durch welche sie dasselbe rechtfertigen konnte, wo nicht in allen, doch in vielen Fällen. Sie wußte aus einer langwierigen Erfahrung, welcher Unfug und welcher Misbrauch in Ansehung solcher Besuche und Zusammenkünfte gemacht würde. Dienstbothen mögen immer, sagte sie oft, ihre Eltern, Geschwister und Verwandte besuchen, an einem Sonn- oder Feyertag, oder wenn es ihnen sonst erlaubt wird, das ist natürlich und billig; aber wenn sie immer und beynahe jeden Tag zu ihren Eltern und Verwandten hinlaufen, so kann dieses nimmermehr erlaubt oder recht genennt werden. Denn sie dürfen als Dienstbothen nicht thun, was sie wollen, sie haben keinen freyen Gebrauch ihrer Zeit, sie sollen für ihre Herrschaft arbeiten, --- und wenn sie das nicht thun, und ihre Zeit nicht wohl anwenden, so stehlen sie dieser den Tag und den Lohn ab. Aber wer ist an diesem Unfug, sagte sie, öfters Schuld, als die Eltern selber? Sie dürften dieses Visitenmachen ihren Töchtern nur untersagen, sie dürften sie nur, wie es ihre Chri-

stenpflicht wäre, an ihre Schuldigkeit erinnern. Aber so geben sie ihnen noch dazu Gelegenheit, ihre Pflicht zu versäumen. Sie laden sie selber ein, und locken sie in ihre Häuser. Sie machen dem Töchterlein, ehe es auf den Markt oder in die Fleischbank geht, Caffee, oder lassen ihm sonst holen, was es gerne ißt und trinkt. Bey dieser Gelegenheit wird denn viel unnützes Zeug geredet, man will alles wissen was in einem Hause vorgeht. --- Man hört Klagen und giebt zu Klagen Gelegenheit, man räsonirt und lästert, und giebt der Tochter wenn sie hundertmal Unrecht hat, Recht; man leitet sie auch wohl an, wie sie sich gegen ihre Herrschaft wehren und vertheidigen soll, --- und wenn sie geht, so giebt man ihr eine Lüge ein, mit der sie sich entschuldigen soll, und spricht: komm bald wieder! Es ist, seufzte sie, mit vielen Eltern ein rechter Jammer, sie verführen ihre Kinder selber, und geben ihnen zum Bösen Gelegenheit. Insonderheit ist es mit dem Schmausen der Dienstbothen in solchen Häusern bey ihren Eltern und Verwandten eine böse Sache. Sind diese selber arm, so müssen ihre Kinder gewöhnlich zahlen, was sie mit ihnen verzehrt haben, --- und da muß öfters die Herrschaft Haare lassen, --- man schlägt auf den Korb, --- oder man entwendet sonst dieses und jenes. Die Alte hatte auch in diesem Punkte nicht ganz Unrecht, und es seufzen, noch mehr brave Hausmütter mit ihr, über diesen Unfug. Doch wir kehren wieder zu Christinen zurück! —

So

So schön es von ihr gedacht war, daß sie nicht wider den Willen und die Erlaubniß ihrer Herrschaft zu ihrer Mutter gehen wollte, so klug war es von dieser gehandelt, daß sie nicht nach ihr schickte. Sie wird schon kommen, dachte sie, wenn es ihr erlaubt wird. Ohnehin muß sie jetzt ihre Geschäfte erst einrichten lernen, und da bleibt ihr weniger Zeit übrig, bis sie es gewohnt wird. Sie thut auch wohl und klug, wenn sie sich gleich anfangs ihrer Herrschaft recht gefällig zu machen sucht. Nach etlichen Tagen kam Christine, und stellte sich so ziemlich vergnügt, wiewohl ihre Mutter an ihr rothgeweinte Augen wollte bemerkt haben; beyde waren voll Freude, einander wieder zu sehen, allein eben diese Freude und das Andenken an die vergnügten Tage, welche Christine in ihrem elterlichem Hause, wo sie sich alle so gut verstanden hatten, zugebracht hatte, — machte sie wehmüthig und etwas nachdenkend, sie redete bisweilen kein Wort, und sahe traurig vor sich hin. Bisweilen ergriff sie ihre Mutter und Geschwister bey der Hand, und sagte: Ach! — wie wir sonst bey einander so vergnügt waren!! — Leonore ahndete heimlich, daß es ihrer Tochter nicht nach Wunsche gehen möchte, und doch fürchtete sie sich gleichsam, von ihr ein Geheimniß zu erfahren, dessen Entwickelung für beyde unangenehm wäre. Endlich lüpfte ihr doch die mütterliche Zärtlichkeit die Zunge. Du scheinst, sagte sie zu ihrer Tochter, nicht sehr vergnügt zu seyn: und doch tratest

du mit Freuden deinen neuen Beruf an, — und wähltest dir selbst mit einem besondern Zutrauen deine Herrschaft, in deren Dienste du jetzt stehst! „Ach!“ sagte sie, ich bin schon vergnügt! Es ist eben nicht ein Tag wie der andere. Man ist nicht immer heiter! —

Leonore. Aber sonst warest du alle Tage heiter! —

Christine. Ja sonst, ich werde es vielleicht auch wieder werden.

Leonore. Daran zweifle ich auch nicht, wenn du nur erst deiner Lage, und deines Berufs gewohnt werden wirst, und das wird sich schon geben. Christine wünschte zu reden, da ihr Herz beklemmt war, und doch getraute sie sich nicht. Ihre Mutter hatte ihr einmal, und zwar aus sehr vernünftigen Gründen gesagt, daß sie bey ihr keine unnöthigen Klagen vorbringen möchte, und nach ihrem zärtlichen Gewissen schien ihr selber jene Klage über ihre Herrschaft eine Verläumdung zu seyn. — Mutter und Tochter waren in Verlegenheit, diese hätte gerne ihr Herz ausgeleert, und jene hätte gewünscht zu erfahren, was ihr auf demselben läge, um ihr Erleichterung, wenigstens einen guten Rath und Trost zu verschaffen. Endlich kam es doch zwischen beyden zur Sprache. Leonore hatte Christinen gefragt, ob sie nicht etwas essen wollte? und ihr ein Stück übriggebliebenen Kuchens vorgelegt. Dieses ergriff sie mit einer Begierde, welche man an ihr sonst nicht gewohnt war, und verzehrte

es mit einem ungewöhnlichen Heißhunger. Nie hatte sie im Haus ihrer Eltern mit solcher Schnelligkeit gegessen, nie eine Speise so sehr gelobt, wie jetzt. — Leonore lächelte darüber und sagte: sonst schmeckt fremdes Brod gut, — aber, — bey dir scheint das Gegentheil statt zu finden. Christine antwortete darauf, weil ihre Geschwister zugegen waren nichts als ein ja! und da sie Abschied nahm, bath sie ihre Mutter noch in Stille um ein Stück Brod, auf den folgenden Tag. Natürlich mußte sie jetzt reden, weil ihre Mutter über diese Bitte etwas befremdet zu seyn schien: und da sagte sie ihr denn, „daß sie oft Mangel leiden müßte, — und daß ihre Herrschaft bisweilen so wunderlich wäre." Doch rühmte sie von ihr, gleichsam zum Ersatz dieses Geständnisses, alles, was sie nur Gutes von derselben wußte. Wirklich war die Herrschaft, wo Christine diente, eine der wunderlichsten in der ganzen Stadt. Es waren ein paar alte Leute, die mit sich selber und der ganzen Welt unzufrieden waren. Den ganzen Tag hörte man von ihnen nichts als Klagen. Der Alte murrte in seinem Lehnstuhl, und seine Frau brummte von der Stube in die Kammer, von der Kammer in die Küche, und durchs ganze Haus. Besuchte sie irgend einmal ein Freund, so war es ihnen nicht recht, sie argwohnten von solchen Besuchen immer gewinnsüchtige Nebenabsichten, und ließen sich nicht selten verlauten, daß man sie um ihres Geldes willen besuchte. Kamen ihre Freunde nicht zu ihnen, so hieß

es, daß man sie auf eine recht sündliche Weise verachtete, und daß sich niemand um sie bekümmerte. Sie konnten mit keinem Menschen wohl auskommen. Kein Dienstbothe konnte es bey ihnen beynahe ein halb Jahr aushalten. Sie gönnten sich selber keine Erleichterung und Ruhe, und doch beschwerten sie sich immer über andere. Es war sehr schwer ihnen etwas recht zu machen. Ans Klagen und Murren gewöhnt, hatten sie an andern immer noch etwas auszusetzen. Man konnte ihnen nicht genug arbeiten, und die Alte hatte es oft ihren Dienstbothen, (wahrscheinlich zur Ermahnung) erzählt, daß sie vor alten Zeiten oft beym Mondschein gesponnen hätte. Ihre hurtigsten Mägde waren viel zu langsam, und sie wollte nach ihren Versicherungen, einen Weg den diese in einer halben Stunde machte, in etlichen Minuten gemacht haben. Alles war zu theuer eingekauft, — bald war das Fleisch zu fett, bald zu mager. Küchengeräthe, die ein Viertelhundert alt waren, gaben, wenn sie zerbrochen wurden, zu wöchentlich langem Verweisen Gelegenheit. Man sollte früh aufstehen und bis an den späten Abend arbeiten, — und doch die Lichter schonen. Ueberdieß waren diese Leute auch sehr geizig. Weil sie sich oft selber nichts zu essen getrauten, und aus Alter und Kränklichkeit wirklich Mangel an Appetit hatten, so sollten andere auch nichts essen, — und so mußten also auch Dienstbothen bey ihnen Mangel leiden. Sie dachten nicht, daß

daß ein Dienstbothe, der den Tag über seine Kräfte durch Arbeit erschöpft, zur Ersetzung derselben mehr Nahrungsmittel nöthig habe, als ein anderer, der oft keine Bewegung, und deswegen auch weniger Eßlust hat. Man mußte oft, um das Holz zu sparen auf etliche Tage kochen, und da wurden die Speisen denn bisweilen ganz ekelhaft und ungenießbar. Dabey waren diese alten Leute, oft äußerst heftig und beleidigend in ihren Reden und Vorwürfen. Es war kein Wunder, daß Christine bey einer solchen Herrschaft etwas mismuthig wurde. Sie war im Hause ihrer Eltern an einen frohen Sinn gewöhnt worden. Man hörte daselbst nichts von dem ewigen Klagen und Murren, wodurch auch die frohesten Gemüther endlich verstimmt werden, alles war heiter und munter. Man arbeitete daselbst fleißig, und oft in die Wette, aber man wurde seiner Arbeit durch gegenseitige Freundlichkeit und Hülfleistung, durch empfangenen Beyfall, durch abwechselnde Ruhezeiten, und durch einen vergnügten Abend froh. Man lebte in Jacobs Hause sehr mäßig, aber man konnte sich doch satt und mit Wohlgeschmack essen. Alles lebte mit einander in Frieden. — Man suchte sich in einander zu schicken und selten gab es Streit und Zank. Christinen wollte also ihre jetzige Lage nicht gefallen, sie sehnte sich mit ganzer Seele in das Haus ihrer Mutter zurück, und doch machte sie aus verschiedenen Gründen, Bedenklichkeiten ihren Dienst zu verlassen.

Sie hatte ihn selber gewählt, und das war ihr eine Ursache, in demselben wenigstens eine Zeitlang auszuharren. Sie hatte von denjenigen Dienstbothen, welche alle Vierteljahre und oft noch früher ein Haus mit dem andern verwechseln, nie die vortheilhaftesten Begriffe gehabt, und darum schämte sie sich in so kurzer Zeit abzubrechen, und fürchtete ins Urtheil zu kommen. Sie hätte sich freylich deshalb bey andern rechtfertigen können, aber sie wollte ihre Herrschaft, um so mehr, da sie ihre Anverwandte waren, nicht in bösen Ruf bringen. Ihr Vorsatz war, lieber noch so lange zu warten, bis ihr die Herrschaft selber den Dienst aufkünden würde. Denn daß dieses bey ihrer sonstigen Wunderlichkeit, noch nicht geschehen wäre, schien ihr doch eine gewiße Zufriedenheit mit ihr auf Seiten der Herrschaft zu verrathen. Um so mehr glaubte sie mit derselben Geduld haben zu müssen, — da alte und kränkliche Leute meistens wunderlich sind. Sie wollte es einmal versuchen, ob es nicht besser werden würde. Seit dieser Zeit gab sie sich doppelte Mühe, sich bey ihrer Herrschaft recht beliebt zu machen. Ihr fester Vorsatz, den sie jeden Tag erneuerte, war es nun, sich nichts, — keine Klagen, — keine Vorwürfe, — keine trotzige Miene, kein Ausschelten und selbst kein Schimpfwort verdrießen zu lassen. Sie machte sich jeden Morgen auf gewisse Grobheiten und Unausstehlichkeiten, welche sie sich würde gefallen lassen müssen gefaßt, und nahm sichs fest vor, alles geduldig

dig zu ertragen. Anfangs wurde es ihr freylich schwer, diesem Vorsatze getreu zu bleiben: sie fühlte sich oft, so gekränkt, — so aufgebracht, — so beleidigt, daß sie glaubte, reden und sich verantworten zu müssen: aber sie lenkte allemal glücklich wieder ein, und erinnerte sich ihres Entschlusses. Endlich wurde ihr dieses leichter, und was Anfangs große Selbstüberwindung war, wurde zuletzt so zur Gewohnheit, daß sie sich über ihre Geduld nicht mehr verwunderte. Es war diese Gleichgültigkeit, welche Christine bey dem üblen Betragen ihrer Herrschaft beobachtete, keineswegs jene Niederträchtigkeit, welche gegen Spott und Schande, gegen Mißhandlung und Beleidigung jeder Art ganz unempfindlich ist, sondern sie war wirklich Tugend; Christine wollte dulden lernen, und versuchen, ob sie dadurch ihre Herrschaft nicht gewinnen könnte. Und sie verfehlte auch ihres Zweckes nicht ganz. Christine lernte nicht nur selber durch diese Uebung manche Unannehmlichkeiten gelassener ertragen, sondern sie beugte auch denselben vor. Ihre Herrschaft fand jezt keinen Widerspruch mehr, der sie sonst von andern Dienstbothen so sehr aufgebracht hatte, und es kam wenigstens nicht zu einem heftigen Streit. Indem Christine lieber duldete, als sich verantwortete, so ersparte sie ihrer Herrschaft jene Scham und jene öfters damit verbundene Erbitterung, welche der Vorwurf der Ungerechtigkeit und Unbilligkeit verursacht, und welchen man, es koste was es wolle, so selten auf

sich

sich ruhen lassen will. Indem Christine schwieg, und selbst empfindliche Beleidigungen nicht beantwortete, so schien ihrer Herrschaft das ein Beweis zu seyn, daß sie ihre Fehler erkannte, und den Respekt zu beobachten wußte. Die Alte veränderte wirklich in etwas ihr Betragen, und schien gelinder zu werden; doch gab es inzwischen wieder manche, für Christinen unangenehme Auftritte. Allein diese schwieg, und suchte ihre Empfindlichkeit zu verbergen, — bisweilen vermochte sie es, bisweilen nicht. Doch ließ sie es nicht zum Wortstreit kommen. Eine Thräne, die ihr vom Auge fiel, konnte sie nicht aufhalten. Dadurch wurde auch nicht selten ihre Herrschaft gerührt, und sie schien ihr öfters ihr Unrecht stillschweigend dadurch zu erkennen zu geben, daß sie ihr gleichsam schmeichelten und gute Worte gaben. Bey solchen Bemerkungen hatte Christine hinlängliche Genugthuung, und sie ließ sich alsdenn von einer empfundenen Beleidigung nicht nur nichts anmerken, geschweige denn, daß sie wie viele Dienstbothen tagelang getrotzt und gepocht hätte, sondern sie bemühte sich vielmehr, sehr freundlich und gefällig zu seyn. Durch einen längern Umgang hatte Christine ihre Herrschaft, und insonderheit ihre Frau so ziemlich kennen gelernet. Sie hatte gleichsam ihre Miene und ihre sogenannte gute Stunden studiert, und so wie sie diese Zeitpunkte zu benützen suchte, bald dieses, bald jenes anzubringen, und zu erlangen, zu fragen oder zu beantworten, zu geben oder zu nehmen, so ver-

stund sie jene Augenblicke genau, wo mit ihr nichts auszurichten war, wo sie ihre Launen hatte. Alsdenn wandte sie doppelt Mühe auf ihre Arbeit, beschleunigte ihre Geschäfte, — verdoppelte ihre Schritte bey einem Ausgang, — fragte nach weitern Befehlen, und entwaffnete also den Unmuth ihrer Frau; diese hätte oft Lust zu zanken gehabt, wenn sie nur Gelegenheit dazu hätt finden können. Aber Christine ließ ihr diese nicht, — und sie verstund ganz besonders die Kunst, durch zuvorkommende Höflichkeit, Freundlichkeit und Diensteifer, — jede fatale Stunde zu ihrem Vortheil, und zu der Besänftigung ihrer Herrschaft zu benützen. Es ist die Gewohnheit, insonderheit alter Personen, daß sie nicht nur pünktlich, zu einer gewissen bestimmten Stunde, ihr Frühstück oder ihr Mittag und Abendessen haben wollen, sondern daß sie auch früher darnach Verlangen bezeigen. --- Christine richtete also ihre Geschäfte meistens so ein, daß man eher eine Viertelstunde früher essen konnte, und wenn denn die Alten aus einer einmal angewöhnten Unzufriedenheit ungeduldig fragten, „wie lange sie noch warten müßten?“ so sagte Christine mit einem wohlgefälligen Lächeln, es sey schon alles bereit! Sie dürfen nur befehlen. Und denn waren sie wieder zufrieden. Wenn Christine bisweilen ein Geschäfte besser verstund, oder zu verstehen glaubte, so verrichtete sie es doch wie es ihre Herrschaft haben wollte, --- sie that pünktlich ihren Willen, --- sie fragte ihre Frau öfters um Rath,

wo sie sich selber zu helfen und rathen gewußt hätte, blos um ihr zu schmeicheln, und sie für sich zu gewinnen: denn sie hatte gelernt, daß die Alten immer wollen zu Rathe gezogen seyn, und daß es eine ganz eigene Schmeicheley für sie ist, ihr Gutmeynen zu vernehmen. Christine wußte bisweilen ihre alte Herrschaft nicht nur munter zu machen, durch ihren angebohrnen Frohmuth, und durch manchen, zu gelegener Zeit angebrachten Scherz, der auch bisweilen den Alten willkommen ist, --- sondern sie gab ihnen auch ihr aufrichtigstes Mitleiden zu erkennen, --- wenn sie unpäßlich waren. In diesem Falle war sie für sie äußerst besorgt, durchwachte manche halbe Nacht, und pflegte ihrer, wie sie es nur wünschen konnten. Dadurch verschaffte sie sich immer mehr Vertrauen und Liebe. Sie wußte sich jetzt schon besser in ihre Lage zu schicken: allein der Geiz ihrer Herrschaft war ihr noch immer im Wege, sich ihren Aufenthalt bey derselben zu erleichtern, wie sie es wünschte. Es hätte freylich mehrere Mittel gegeben, sich in diesem Punkte zu helfen, sie hätte es nur machen dürfen, wie es oft andere, freylich nicht christliche Dienstbothen bisweilen zu machen pflegen, wenn sie Mangel leiden müssen, oder sich auch öfters nur einbilden, entweder weil sie sich einmal an das Vielessen gewöhnt haben, oder weil sie aus Leckerhaftigkeit nicht alles essen mögen. In diesem Falle machen sie sich kein Gewissen daraus, ihre Herrschaft zu betrügen und zu bestehlen. Sie behalten

halten etwas von eingekauften Waaren zurück, und wenn man ihnen nachwiegt oder nachzählt, so muß der Verkäufer die Schuld haben. Sie schleichen sich in Speisekammern und Keller und stecken zu sich, was sie nur verbergen können. Sie holen bey Beckern Brod auf Conto ihrer Herrschaft, und verschließen es in ihren Schränken und Kästen, sie verzehren öfters schon in der Küche einen guten Theil des Essens, oder sie nehmen etwas vor dem Auftragen weg, — weil die Herrschaft schon zu Tische sitzt; oder sie treiben diese Betrügerey bey dem Abtragen der Speisen und Getränke. Das ist auch nach ihren schlechten Begriffen, nach ihrem gewöhnlichen Leichtsinn keine Sünde. Sie erlauben sich ohne Vorwürfe des Gewissens, das selber zu nehmen, was ihnen die Herrschaft nicht giebt. Glauben sie wirklich zu wenig Kost zu bekommen, so sind sie nach ihrer Sprache und Denkungsart zum Stehlen gezwungen. Wenn nur die Herrschaft nichts merkt, so hat dieß alles nichts zu bedeuten. Allein Christine dachte zu ehrlich und zu christlich, als daß sie sich durch solche niederträchtige Mittel hätte helfen wollen. Sie wollte lieber Mangel leiden, als nur das mindeste ohne Wissen und Willen ihrer Herrschaft nehmen. Ihre Ehrlichkeit gieng so weit, daß sie selbst solche Ueberbleibsel, welche auf den Tellern ihrer Frau und ihres Herrn liegen blieben, sorgfältig aufhob, und sie genau an alles erinnerte, was noch vorräthig wäre.

Sie

Sie suchte sich bey einer nicht hinlänglichen Mahlzeit durch ein Stück Brod zu helfen, sie kaufte sich auch bisweilen selber Brod, und sättigte damit ihren Hunger, oder sie sprach in dringenden Fällen ihre Mutter darum an. So gern ihr auch diese alles gab, was Christine von ihr verlangte, so war sie doch öfters über die Herrschaft derselben aufgebracht. Es ist doch äußerst unbillig sagte sie, wenn eine Herrschaft ihren Dienstbothen nicht die gehörige hinlängliche Kost abreicht. Sie können alsdenn nicht mit der gehörigen Anstrengung und Munterkeit arbeiten, sie müssen zuletzt verdrossen und ungehalten werden, sie sind entweder gezwungen, ihren verdienten Lohn wieder dem Geiz ihrer Herrschaft aufzuopfern, oder sie müssen bey andern Leuten Hülfe suchen. Aber nicht jeder Dienstbothe hat seine Eltern und Verwandte, die ihn unterstützen können, und wenn er sie auch hat, so gereicht es doch seiner Herrschaft allemal zum Schimpf, wenn man über sie solche Klagen führen muß. Man giebt durch einen solchen abscheulichen Geiz seinem Gesinde selber zum Stehlen und Betrügen, zum heimlichen Seufzen Gelegenheit. Und das ist eine große Sünde. — Aber um Gotteswillen liebe Christine! sagte sie, zu solchen Niederträchtigkeiten laß dich nicht verleiten. — Wenn ich dir helfen kann, will ich es gerne thun. Nur hüte dich vor dem Betrügen und Stehlen. — Es mögen sich dasselbe aus Leichtsinn andere immer erlauben, und es

in

in solchen Fällen für keine Sünde halten, --- aber du sollst es nicht thun, du sollst christlich denken! --- Wenn ich übrigens an deiner Stelle wäre, so würde ich deshalb meiner Herrschaft die gehörigen Vorstellungen machen. Christine versprach es ihr, und wartete nur auf gelegene Zeit. Wegen ihrem guten Betragen und ihrer anerkannten Ehrlichkeit machte sie sich auch bey ihrer Herrschaft immer beliebter, und zuletzt unentbehrlich. Die beyden Alten sagten oft zu einander, daß es ihnen übel gerathen wäre, wenn ihre Christine sie verlassen würde, und da sie bisweilen bey ihr eine gewisse Unzufriedenheit zu bemerken glaubten, so war ihnen öfters bange; Christine war einmal nicht wohl, und sie waren für sie äußerst besorgt. Dazu kam noch dieses: daß eine Nachbarinn unserm alten Ehepaar erzählt hatte, wie sie gehört hätte, daß eine gewisse Herrschaft auf Christinen ein Auge richtete. Nun waren beyde in der größten Verlegenheit. Christine, die um alles dieses nichts wußte, wunderte sich öfters, warum ihre Herrschaft seit einiger Zeit so ganz besonders gut wäre. Endlich konnte die Alte nicht länger zurückhalten, --- und sagte zu Christinen, „du wirst uns doch nicht verlassen? --- diese sahe ihre Frau an, und schien diese Frage anfangs nicht zu verstehen. Endlich merkte sie an ihr eine gewisse Aengstlichkeit, und glaubte, diese Gelegenheit benützen zu müssen, ihr Herz auszuleeren, und sich in Zukunft Erleichterung zu ver-

schaffen. Sie versicherte zwar ihre Herrschaft, daß sie bey ihr bleiben würde, und daß es ihr sehr angenehm wäre, zu hören daß man sie gerne hätte, und mit ihr zufrieden wäre. Sie würde auch in Zukunft gerne in ihren Diensten stehen, wenn sie nur hoffen könnte, daß: --- --- Die alten Leute glaubten, daß Christine von ihnen im Testament bedacht zu werden wünschte, und versprachen ihr, wenn sie bey ihnen aushalten würde, ein schönes Legat. Aber diese hatte an so etwas nicht gedacht, und sagte daß ihr eins noch lieber wäre. — Was denn, fragte die Alte?

Christine. Ach Sie sind bisweilen so wunderlich, ich thue alles gerne, wenn man nur nicht mit mir zankt, — aber das Zanken kann ich nicht ertragen. — Ich weiß daß Sie es so böse nicht meynen, aber es thut mir doch weh, wenn Sie bisweilen so heftig sind. Freylich fehle ich auch, aber Sie dürfen mir meine Fehler nur mit Liebe vorhalten, ich wollte sie gewiß verbessern. Und — fuhr Christine in einem etwas ängstlichen Tone fort: aber nicht wahr, Sie nehmen mir es nicht übel, liebe Frau! — wenn ich es sage? das Essen — — Hier sagte die Alte; ist dir das vielleicht nicht gut genug?

Christine. O ja, es ist schon gut, — aber bisweilen kann ich es doch nicht recht genießen, — und öfters ist es zu wenig, was ich bekomme. Sie geben

mir zwar immer so viel, als Sie beynahe selber genießen, — aber Sie haben eben meinen Appetit nicht -- Sonst, da Sie noch Arbeit und Bewegung hatten, mögen Sie wohl mehr gegessen haben, als jetzt. -- Verzeihen Sie: ich bin eben ein Mädchen, das im Wachsen ist, --- und das also mehr Eßlust als ein anderer hat. --- Und Dienstbothen, das wissen Sie ja selber, verlieren bey ihrer Arbeit viel Kräfte, es ist also kein Wunder, wenn Sie mehr Hunger haben als andere; wenn Sie nur bisweilen etwas Weniges zulegen wollten! --- Aber nicht wahr, Sie verzeihen mir diese Freymüthigkeit? Unserm alten Ehepaar waren diese Klagen etwas unerwartet und vielleicht auch empfindlich: aber Christine brachte sie mit solcher Bescheidenheit, und zu einer so schicklichen Zeit vor, daß sie keine harte Vorwürfe zu fürchten hatte. Natürlich suchte sich auch jene zu vertheidigen, und versicherten Christinen, daß noch kein Dienstbothe über sie in diesem Punkt zu klagen Ursache gehabt hätte. Eigentlich aber war dieß eine Lüge, denn alle vorigen Dienstbothen hatten die nämlichen Klagen geführt, jedoch oft mit Zusätzen und auf eine boshafte Art. Christine wußte das auch, doch wollte sie ihre Herrschaft durch Beweise nicht beschämen, und schwieg mit einer wiederholten Bitte, ihr dieses freymüthige Anbringen nicht übel zu nehmen. Du willst also bey uns bleiben? sagte die Alte noch einmal, es soll dich nicht gereuen. Bleib uns nur ferner treu und redlich. Seit

dieser Zeit merkte Christine an ihrer Herrschaft eine ganz auffallende Veränderung. Dir alten Leute waren jetzt viel freundlicher und gütiger, und wenn das eine bisweilen heftig werden wollte, so suchte das andere wieder Friede zu machen. Wenn man speißte, so gab ihr bald ihr Herr, bald ihre Frau von ihrem Teller ein Stück Fleisch, oder Zugemüße zu ihrer gewöhnlichen Portion. Denn, wie es die alten Leute gerne machen, so brechen sie sich lieber selber ab, als daß sie mehr, wie sonst hätten kochen lassen. Das hätte auch nach ihrer Vorstellung in ihrer Haushaltung, weiß nicht welche Unordnung verursacht, --- und was würden die Leute gesagt haben, wenn ihre Magd mehr Gemüße und Fleisch als sonst eingekauft hätte? Christine sollte es auch nicht glauben, daß ihre Herrschaft gefehlt habe, und daß sie ihr reichlichere Kost zu geben schuldig wäre, -- sie sollte dergleichen Zugaben nur als Zeichen besonderer Güte ansehen. So dachten die alten wunderlichen Leute, und unter dem Vorwand, daß sie für ihre Erben nichts zu sparen hätten, ließen sie sich bisweilen auch bessere Gerichte zubereiten. Christinen war jetzt geholfen, sie hatte es jetzt wenigstens viel besser und erträglicher, als vorher, sie war vergnügt und mit ihrer Herrschaft zufrieden; aber ihre Herrschaft hatte auch Ursache mit ihr zufrieden zu seyn. Kein Kind hätte sich gegen seine Eltern ehrlicher, redlicher, treuer, sorgsamer und christlicher betragen können, als sich Christine gegen ihre

Herr-

Herrschaft betrug. Das alte Paar fühlte täglich mehr die Beschwerden des Alters und der abnehmenden Kräfte: sie konnten immer weniger gehen, und mußten die meiste Zeit im Lehnstuhl oder im Bette ruhen. Christine mußte sie oft wie Kinder behandeln, — sie mußte sie an und auskleiden, — sie mußte ihnen das Essen vorlegen, — sie mußte ihnen wie Kindern ihre Spielsachen, — bald dieses bald jenes holen, — sie mußte ihnen vorbethen, — und dabey hatte sie doch noch ihre andere Geschäfte zu besorgen. Oft blieb sie halbe Nächte bey ihnen auf, — las ihnen vor, oder diskurierte mit ihnen, und es waren oft nur drey bis vier Stunden wo sie schlafen konnte, aber sie beschwerte sich nie; am allerwenigsten ließ sie die alten Leute ihren Unmuth entgelten, oder suchte jetzt Gelegenheit sich ihres Vortheils wie es oft geschieht, auf eine nicht allemal christliche Weise, zu versehen. Vielmehr wünschte sie insonderheit aus dem Grunde, daß eine gewiße nähere Verwandtinn, welche eine Wittwe und ihres Herrn Stiefschwester war, ins Haus möchte aufgenommen werden, weil sie nicht gerne als Dienstmagd über alles, selbst über das Geld und Kleiderschränke die Aufsicht haben wollte. — Ihr Gewissen lobte sie zwar wegen ihrer Ehrlichkeit: aber sie fürchtete der Verleumdung und Lüge doch nicht zu entgehen. Sie eröffnete daher ihrer Herrschaft ihren Wunsch und ihre Bedenklichkeiten: aber diese wollte

davon nichts hören. Sie bathen sie noch einmal dringend, allein bey ihr zu bleiben, und gaben ihr das uneingeschränkteste Vertrauen zu erkennen. Dieses suchte sich auch Christine immer würdiger zu machen. Sie hätte so manchen alten Thaler aus dem Schrank in der Kammer heimlich zu sich stecken können, aber ihr gutes Gewissen und der Segen Gottes war ihr lieber. Es hätte sie wenig gekostet, von ihrer Herrschaft bald Wäsche, bald dieses und jenes Kleidungsstück durch Bitten zu erhalten, — oder durch Ungeduld, wie es selber oft Kinder zum Nachtheil ihrer Geschwister thun, zu erzwingen: allein sie sagte hievon kein Wort. Wenn ihr ihre Herrschaft etwas schenken wollte, so nahm sie es nie an, als wenn andere Personen zugegen waren, die Zeugen von dem wirklichen Empfang des Geschenkes seyn sollten. Sie berechnete ihrer Herrschaft alles bey Häller und Pfenning, — und übte eine Ehrlichkeit aus, die nur bey wenigen gefunden wird. So wie sie gewissen Personen, die sich durch sie und ihre Empfehlung in das Testament einschmeicheln wollten, sagte: — das gehe sie nichts an! so erinnerte sie ihre Herrschaft, bey welcher sie jetzt ganz Kindesstelle vertrat, an ihre nächste Anverwandten. Sie redete kein Wort, von sich, unerachtet ihr einmal das Versprechen ein Legat zu erhalten, gemacht worden war. Endlich starb ihre Frau, und sie beweinte sie mit einer Theilnehmung, welche unmög-

lich

lich Verstellung seyn konnte. — Christine war eine Christinn, die nicht um das Klagegeld weinte, noch viel weniger in einem Trauerhause Streitigkeiten anzufangen fähig war, wenn ihr dieses nicht reichlich genug zu seyn schien. Jetzt war der Alte allein, und verlassen, — sehr schwach und etwas kindisch — Er hatte seiner Christine, die ihn mit aller Sorgfalt verpflegte, öfters gesagt, daß wenn er sterben sollte, sie dieses und jenes aus dem Kleiderschranke für ihre Mühe nehmen sollte. — Es wären ja so nur lachende Erben, welche seine Hinterlassenschaft bekommen würden. — Von diesen Versprechen wollte aber Christine, weil es nicht öffentlich und in Gegenwart anderer Personen geschehen war, keinen Gebrauch machen. Sie wollte wenigstens allen bösen Schein vermeiden. — Und da sich ihr Dienstherr seinem Ende zu nähern scheinte, da sie wenigstens Gefahr befürchtete, so ließ sie sogleich ihre nächste Anverwandte holen, daß diese bey seinem Tode gegenwärtig seyn und Anstalten wegen der Sicherheit seiner Verlassenschaft treffen möchten. --- Sie hätte diese Zeit des Absterbens ihres Herrn gar wohl zu ihrem Vortheil benutzen können, um so mehr, da sie von ihm Erlaubniß hatte, von gewissen Dingen in den Schränken zu nehmen was sie wollte, --- aber, --- sie wollte nicht, --- weil sie gewissenhaft war, und lieber einen Vortheil verlieren, --- als in solchen Fällen ihren christlichen guten Namen zwey-

deutig machen wollte. Sie beweinte ihren Herrn zu einer Zeit mit wahrer Theilnehmung, wo andere Dienstbothen und Verwandte oft, ehe ein Todesfall bekannt wird, auf Raub ausgehen, und unter diesem und jenem Vorwand die abscheulichsten Diebe machen. Christine wußte nie, was ihr im Testament ihrer Herrschaft vermacht worden wäre, aber das wußte sie, was einer gewissen Wittwe als Legat ausgesetzt worden war. Da sie nun hörte, wie zum Theil gewissenlose Erben jener Wittwe dieses Legat unterschlagen, und streitig machen wollten, -- so gieng sie zu ihr hin, und sagte nicht nur, was sie von diesen gehört, sondern was sie auch kraft des Testaments zu fordern hätte. Die Wittwe siegte durch einen rechtschaffenen Richter über schlechte Menschen, und Christine wurde für ihre Wohlmeynenheit belohnt, durch das Zeugniß recht gehandelt zu haben, wenn sie gleich deswegen verfolgt wurde. Das Vermächtniß, welches sie erhielt, war viel größer, als sie sich es eingebildet hatte. — Ihr Diensteifer wurde also sehr belohnt. Noch größer war der Lohn ihres Herzens, durch ein gutes Bewußtseyn, ihre Pflicht nach Möglichkeit erfüllt zu haben, — und durch das Lob und die Zufriedenheit ihrer Herrschaft mit ihrem Betragen. Segen über die gute Christine in Zukunft!!! —

Viertes Kapitel.

Lieber Heute, als Morgen einen Mann! — Denkt Christine so? Nein! Wornach fragt man oft am meisten, wenn man heirathen will? Schönheit und Geld giebt einem Mädchen, welches sonst weiter keine Vorzüge hat, keinen Werth. Reiche Weiber machen einem oft mancherley Verdruß. Etwas von der frühen Heirathswuth und Männersucht. Christinens vernünftige Denkungsart im Punkte insonderheit des frühen Heirathens.

Die Nachricht von Christinens reicher Erbschaft hatte sich bald in der Stadt verbreitet: und wie es immer bey dergleichen Nachrichten geht, so mußte sie Tausende statt Hunderte geerbt haben. Das ist ein glückliches Mädchen! hieß es, — die kann einen Mann durch ihr Geld, (denn sie hat auch väterliches Vermögen) glücklich machen! Was Wunder! daß ihr jetzt bald dieser bald jener Antrag gemacht wurde, und daß sich verschiedene Freyer um sie bewarben. Die Wenigsten kannten sie nach ihren Eigenschaften. — Die Wenigsten fragten: ist sie gut und fromm? Ist sie eine Haushälterinn? Ist sie fleißig und sparsam? Versteht sie ihre Geschäfte? Ist sie gesetzt und eingezogen? — Ist sie keine Modenärrinn? — und was dergleichen wichtige Fragen mehr sind. — Aber nach

diesem allen erkundigte man sich nicht. Christine hatte ja Geld, — und das war genug. Ueberdieß war sie von der Natur auch in Ansehung ihres Körpers nicht versäumt worden. Wir würden von ihren körperlichen Vorzügen eine sehr vortheilhafte Beschreibung machen können, wenn wir es uns bey ihrer Lebensbeschreibung nicht zum Vorsatz gemacht hätten, unsern Leserinnen nur diejenige Vorzüge Christinens aufmerksam zu machen, welche die wahren eines Menschen sind. Schönheit bleibt immer ein Geschenk, eine schätzbare Gabe des Himmels, aber sie gehört zu denjenigen Vorzügen, welche an und vor sich allein keinen Werth haben, welche diesen nur durch die Verbindung mit andern Vollkommenheiten erhalten. Ein schönes Mädchen ohne Verstand gleicht einer schönen Bildsäule, die man eine Zeitlang wohl mit Vergnügen betrachtet, bey welcher man aber zuletzt lange Weile empfindet. Ein schönes Gesicht, ohne ein gutes Herz ist die wahre Gestalt der Verführung, die uns, in ihre Stricke zu locken freundlich anlächelt, und uns zuletzt das Leben verbittert. Man betrachte die schönste weibliche Person, der es aber an Verstand und Herzen, an den gehörigen Geschicklichkeiten und Kenntnissen fehlt, — ob gegen sie das Herz, welches anfangs laut pochte, — nicht immer leiser und stiller schlägt? Verachtung gegen sie ist ihr letzter Lohn. Wie mancher Ehemann mußte in seinem Ehestande jämmerlich dafür büßen, daß er sich durch

eine schöne Figur hätte blenden lassen. Ohnehin wird man der Schönheit nach und nach gewohnt, und wenn sie nicht mit andern Vorzügen des Geistes und Gemüths geschmückt ist, wenn sie sich nicht durch Freundlichkeit, Sorge für das Hauswesen ihrem Mann schätzbar zu machen weiß, — so hat sie ohnehin für ihn keinen Reiz mehr. Der Mann blickt seiner Frau nicht mehr so oft ins Gesicht als der Bräutigam seiner Braut. Die Spielstunden der Liebe sind vorüber. — Man sieht jetzt auf die wahren Vorzüge einer Hausmutter, — deren Mangel die Schönheit aber nicht ersetzen kann. Eben so wenig Werth hat an und vor sich Geld und Gut, auf welches sich Mädchen oft so viel einbilden. Jacob, Christinens Vater hatte öfters gesagt, es sey immer wünschenswerth, eine Gattinn zu bekommen, die ein gewisses Vermögen hätte. Denn dadurch könnte man sich in seiner Haushaltung und bey seinen Geschäften viel Erleichterung und manche Vortheile verschaffen. Nur müßte ein Mann auf dieses nicht allein sehen, und er sollte lieber das ärmste Mädchen heirathen, wenn sie nur gut und fromm, fleissig und geschickt wäre, als eine andere mit vielen tausend Gulden, welcher es an diesen guten Eigenschaften fehlte. Das Geld und Gut, sagte er denn, macht warlich nicht allein das Glück des ehelichen Lebens aus; und oft ist es der Grund von viel hundert unangenehmen Vorfallenheiten in diesem Stande. Wer ohnehin nur nach

Geld und Gut heirathet, der heirathet nicht nach Liebe, --- und da ists schon gefehlt. Es ist mit reichen Weibern, wenn sie es auch im eigentlichen Verstande nicht sind, oft eine böse Sache; sie bilden sich auf ihr bischen Geld bisweilen gar zu viel ein: weil sie ihrem Manne etwas zugebracht haben, so muß sich dieser manchen Vorwurf gefallen lassen, der oft der lächerlichste aber auch der beleidigendste ist. Er ist wie sie sagen, durch sie geworden was er ist, er hat ihr sein Glück zu verdanken, --- sie hat ihn in bessere Umstände versetzt, und was dergleichen Reden mehr sind. Will ein Mann aus vernünftigen Gründen in gewissen Dingen, zum Exempel in der Kleidung seine Frau einschränken, will er nicht alles erlauben, was Geld und Ausgaben erfordert, so beruft sie sich wieder auf ihr Vermögen, und glaubt um desselben willen alles thun zu dürfen, was sie wolle. Wenn man bisweilen in häusliche Verlegenheit kommt, was doch immer ein sehr möglicher Fall ist, z. E. in langwierigen Krankheiten und Unglücksfällen, so daß man das Kapital der Frau angreifen muß, so giebt es wieder neuen Verdruß, und allerley kränkende Vorwürfe. Was hilft, sagte Jacob, einem Manne auch alles Vermögen seiner Frau, wenn diese ihre Geschäfte nicht versteht, wenn sie nicht sparsam ist, wenn sie ihrem Gesinde nicht nachgeht, und genaue Aufsicht hält? --- das Vermögen geht nach und nach zu Grunde. --- Man

kann

kann sich zwar eine Zeitlang helfen, aber wenn die Kapitale aufgezehrt sind, so geht der Jammer an, der Mann mag arbeiten wie er will, er bringt doch nichts vor sich. Jacob urtheilte sehr vernünftig und so viele traurige Erfahrungen bestättigen sein Urtheil. Aber, --- um wieder auf unsere Christine zu kommen, --- so hätte sich jeder glücklich schätzen können, der ihre Hand erhalten hätte. Sie hatte nicht nur wirklich ein hübsches Vermögen von 5 bis 6 hundert Gulden, sondern sie hatte was noch mehr werth ist, als alles Gut und Geld, --- ein frommes gutes Herz, --- sie hatte Verstand, sie verstund ihre Geschäfte, sie hätte also einen Mann glücklich machen können. Was aber vielen Mädchen sehr seltsam vorkommen mag, so dachte Christine gar nicht ans Heirathen, und sie wußte auch von dem allen nichts, daß man sich um sie bewarb. Sie dachte zu vernünftig, als daß sie sich so früh mit Mannspersonen hätte bekannt machen sollen, deren Versprechungen oft wo nicht für die Tugend eines Mädchens gefährlich, doch für ihre künftige Ruhe äußerst nachtheilig sind. Noch viel weniger machte sie jene verbuhlte Liebhaberinn, die stets darauf ausgeht, nur einen Mann zu erhaschen. --- Am allerwenigsten hielt sie es, wie manche, mit einer gewissen Art von Menschen, die sich vom Kuppeln nähren, und die männersüchtige Mädchen bald da, bald dort feilbiethen müssen. Christine, wie gesagt, dachte noch gar

nicht

nicht ans Heirathen, denn sie war mit Mannspersonen zu wenig bekannt, als daß sich einer getraut hätte, ihr sein Herz anzubiethen. Meine Leserinnen, die vielleicht anders denken, und andere Maaßregeln ergreifen möchten, --- dürfen übrigens wegen der künftigen Verheirathung Christinens unbesorgt seyn. Sie fand ihr Glück doch noch: aber sie konnte und wollte warten. Es war an einem Abend als eine Anverwandte zu Christinens Mutter kam, und jener, die gerade zu Hause war, verschiedene Anträge wegen ihrer Versorgung machte. Christine aber, anstatt über solche und so viele Anträge entzückt zu werden, (wie dieses der Fall bey vielen Mädchen seyn möchte!) sagte gerade heraus, daß sie noch nicht heirathen wollte, und ihre Mutter gab ihr hernach, da sie wieder alleine waren, ihren Beyfall, ob sie ihr gleich nicht das mindeste in den Weg legen wollte. Doch hätte sie gerne die Ursachen erfahren mögen, warum ihre Tochter so geschwind mit einer abschlägigen Antwort fertig gewesen wäre. Sie fragte sie lächelnd, --- was sie denn an diesen Freyern auszusetzen hätte? Ach! antwortete sie, --- Jener ist gewiß noch so jung, wie mein Bruder Christoph, und wie es scheint, ein lüftiger Bursche, --- der andere ist beynahe schon ein Greis, der eine weiß ich, will nur mein Geld, und der andere, --- zu dem hätte ich noch das meiste Zutrauen. --- Aber ich will noch nicht heirathen, --- ich bin ja noch jung, ich will lieber noch Dienen

und

und mehr zu lernen und zu erfahren suchen. — Gott wird schon für mich sorgen! — Das war eine Antwort die Leonoren sehr gefiel, und die von vielen Mädchen beherziget zu werden verdiente. Es ist höchst lächerlich, — und bisweilen sehr bedaurenswürdig, — wenn man Mädchen sieht, und von ihnen hört, wie sie nach Männern dürsten, — Mädchen die oft kaum reif geworden sind, die nicht die ersten Kenntnisse eines vernünftigen Hauswesens verstehen, die von der Wichtigkeit und den Pflichten des Ehestandes und einer Hausmutter gar noch keine deutliche Begriffe und Vorstellungen haben. — Was können diese bey ihrem Wunsch zu heirathen und bey ihren Bemühungen, bald in den ehelichen Stand zu kommen, für andere Absichten haben, als: ihre wollüstigen Begierden zu befriedigen, die durch Verführung, --- in ihnen aufgeregt worden, --- oder der kindische Gedanke, Frauen zu werden und zu heißen, --- frey zu seyn und befehlen zu können? --- Und was läßt sich von solchen Hausmüttern erwarten, --- die oft selber noch Kinder sind, --- und also unmöglich die Erziehung ihrer Kinder, und die Aufsicht über ihr Gesinde besorgen können? Aber Eltern sollten in diesem Punkte besser für ihre Kinder sorgen, --- sie sollten bedenken, daß Verstand nicht vor den Jahren kommt, sie sollten ihren Töchterleins sagen, --- anstatt ihre Wünsche zu billigen, und über ihre frühe Liebschaften zu lachen, -- daß sie noch mehr lernen müßten, um in dem Ehestand

zu treten, sie sollten das Glück, ihre Tochter versorgen zu können, näher überlegen und es auch untersuchen, ob dieselbe im Stande wäre, eine Hausmutter im wahren Verstande des Worts vorzustellen, die nicht nur Frau heißt, sondern ihrem Hause wohl vorstehen kann. Es ist überhaupt mit dem Wunsch in den Ehestand zu treten, so wie mit den Mitteln, denen man sich öfters zur Erreichung seines Zwecks bedient, nicht selten eine thörichte Sache. Man wirbt um Männer so daß es diese merken müssen, --- wie man sie zu fangen sucht, und man entfernt sie gerade dadurch von sich. --- Man will versorgt seyn, und man kommt erst aus Mangel der Ueberlegung, in Sorgen hinein. --- Man angelt nach Heirathslustigen, --- macht sich bald mit diesem und jenem bekannt, um sich in Sicherheit zu stellen, und fällt durch. --- Um alles bekümmert man sich mehr, --- als sich zu einer guten Hausfrau zu bilden, --- sich einen guten Namen zu erwerben, --- und der Vorsehung zu trauen, die schon für uns sorgen wird. --- Christine hatte andere Grundsätze, --- und sie wurde zuletzt doch als Gattinn glücklich. ---

---

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Von den mancherley Vortheilen derjenigen Dienstbothen, deren Eltern an dem Orte ihres Aufenthaltes noch am Leben sind. Von deren Gebrauch und Misbrauch. Etwas von den sogenannten **Winkeln und Ecken**, und deren Schädlichkeit. Christine kommt nach dem Absterben ihrer Herrschaft wieder zu ihrer Mutter, und hält sich bey derselben so lange auf, bis sie andere Dienste findet. Das letzte hält nicht schwer. Etwas von der Art, wie Herrschaften oft mit Dienstbothen durch dieselben und durch andere Leute betrogen werden. Christine tritt einen neuen Dienst an, wo es sehr viel zu arbeiten giebt. Etwas vom frohen Muth, von der Munterkeit und Hurtigkeit bey Geschäften. Vom frühen Aufstehen. Von der Ordnung und Eintheilung der Arbeiten. Von Geschäften außer dem Hause. Von der Vergeßlichkeit. Vom langen Ausbleiben. Vom Herumschlendern. Vom Plaudern und Schwäzen. Gewöhnliche Marktunterhaltung des Gesindes. Christine nimmt daran keinen Theil. Sie ist äußerst fleißig, und richtet sich ganz nach dem Willen ihrer Herrschaft. Etwas vom Ei-

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

gensinn des Gesindes. — Christine sucht ihrer Herrschaft allen Schaden zu verhüten, und sieht in allen Dingen auf den Vortheil derselben. —

Es ist in mehr als einer Rücksicht ein großer Vortheil für Dienstbothen, wenn an dem Orte ihres Aufenthalts ihre Eltern noch leben. Jene können denn zu diesen, wenn sie in dieser oder jener Verlegenheit sind, ihre Zuflucht nehmen. Nur sollte man Eltern in diesem Punkte nie misbrauchen, und diese sollten ihre Kinder nicht selber durch eine übertriebene Zärtlichkeit für sie, gleichsam an sich locken. Es ist natürlich, wenn wir uns gedrückt und mishandelt fühlen, wenn wir wirklich Unrecht leiden müssen, daß wir wünschen, einem andern unsere Noth klagen, und bey ihm unser Herz ausleeren zu können. Und warum sollten dieß Dienstbothen, wenn sie übel behandelt werden, nicht auch wünschen? Wer sollte ihnen solche Klagen, die dem leidenden Herzen ausgepreßt werden, übel nehmen können? Sie sind Menschen wie ihre Herrschaften, und fühlen also auch jede Ungerechtigkeit und Unbilligkeit, die an ihnen verübt wird. Es ist also für sie eine wahre Wohlthat, bey ihren Eltern, von welchen sie am meisten Theilnehmung zu erwarten haben, ihr Herz ausschütten zu können, ohne fürchten zu müssen, verrathen, und deshalb bey ihrer Herrschaft wieder angeklagt zu werden. Eine solche Ent-

deckung eines erlittenen Unrechts ist selbst für diejenige Herrschaften weniger schädlich, welche zu derselben Anlaß gegeben haben; denn so bleibt das Geheimniß ihrer Unbilligkeit oft nur bey einigen Personen, anstatt daß es sonst nicht selten weiter ausgebreitet wird. Sind freylich die Eltern solcher Töchter, von böser Gemüthsart, so werden sie der Herrschaft derselben durch weitere Ausbreitung und Vergrößerung dessen, was ihnen anvertraut worden, durch laute Beschwerden und übertriebene Klagen, wie es öfters geschieht, eben so schädlich werden, als andere. Aber sind die Eltern vernünftig und gutdenkend, so werden sie zwar ein solches Betragen der Herrschaft nie billigen können, sie werden sich nothwendig in ihrer Tochter beleidiget und gekränkt fühlen, — aber sie werden doch dergleichen anvertraute Nachrichten bey sich behalten, --- sie werden ihrer Tochter zureden, lieber bey andern zu schweigen, als jeden seine Klagen zu öffnen, sie werden ihr einen guten Rath geben, sie werden sie, anstatt noch mehr aufzubringen, zu beruhigen und zu besänftigen suchen, sie werden ihr einen guten Muth einsprechen. Und in diesem Falle geht oft ein Dienstbothe wieder beruhigter aus dem Hause seiner Eltern, und kann wenigstens auf einige Wochen seine Last leichter tragen. Auch diesen Vortheil haben solche Dienstbothen, deren Eltern noch am Leben sind, und die sich mit ihnen an einem Orte aufhalten, daß sie zu denselben, wenn sie krank werden, oder wenn sie

außer

außer Dienste gesetzt sind, ihre Zuflucht nehmen können. Sie können da doch mehr Sorge und Pflege erwarten, als bey andern Leuten, weil sie einmal Kinder sind und heißen. Sie ersparen auch hier manche Unkosten, weil Eltern gegen ihre Kinder immer weniger intereßirt seyn werden, als fremde Leute. Sie sind alsdenn auch nicht in der Gefahr, insonderheit wenn sie außer Dienst gesetzt werden, oft in solche Häuser ihre Zuflucht nehmen zu müssen, wo die Ehre und der gute Name nichts dabey gewinnt, wo solche Personen verführt und oft auf Zeit Lebens verdorben werden. Mancher Dienstbothe hätte einer andern Herrschaft noch gute Dienste leisten können, wenn er nicht in solche Häuser und Verbindung gerathen wäre, wie es dergleichen unter dem Namen der Winkel und Ecken viele giebt. Aber hier werden sie noch ganz verdorben. Sie lernen noch niederträchtiger denken, als sie schon vorher dachten, sie lernen nun eine Freyheit liebgewinnen, die für sie so nachtheilig ist, die ihnen aber nach dem Zwang des Dienens so süße dünkt. Sie werden an den Müßiggang gewöhnt, und ihre Unschuld ist nicht selten eine Beute der Verführung, welche sie zuletzt zu den schamlosesten Ausschweifungen verleitet. Christine erkannte und rühmte daher öfters die Wohlthat Gottes, der ihr bisher ihre Mutter erhalten hatte, bey welcher sie nicht nur zu jener Zeit, wo es ihr bisweilen im Dienst ihrer etwas geizigen Herrschaft so

hart gieng, Zuflucht gefunden, sondern an welcher sie immer eine theilnehmende Freundinn, eine kluge Rathgeberinn und eine sanfte Zurechtweiserinn hatte, welche sie auch jetzt, da ihre Herrschaft starb, gut aufnahm. So wenig es Christinen darum zu thun war, bey ihrer Mutter wenigstens eine Zeitlang, faule und bequeme Tage zu bekommen, die sie, wie sich manche bereden, nur dazu anwenden könnte, recht lange zu schlafen, sich alles zu erlauben, hin und her zu schlendern, den halben Tag im Fenster zu liegen, und sichs so recht wohl seyn zu lassen, so wenig es Christinen darum zu thun war, so sehr war ihre Mutter darauf bedacht, sie immer in einer gewissen Thätigkeit und Geschäftigkeit zu erhalten, damit ihr über kurz oder lang die Arbeit bey einer andern Herrschaft nicht zu sauer werden möchte. Christine ließ sich auch jede Arbeit gefallen, und both sich zu derselbigen an. Sie hätte sich geschämt, (wessen sich freylich viele Töchter nicht schämen) ihre Mutter arbeiten zu lassen, und derselben entweder zuzusehen, oder die Hände in den Schoos zu legen. Sie hielt es für die natürlichste Pflicht, an jedem Geschäft im Hause Theil zu nehmen, wenn sie auch dazu nicht aufgefordert würde. Ihre Geschwister wünschten daher immer, wenn doch nur Christine bey ihnen bleiben könnte, und diese wurde nach und nach wieder an das Haus ihrer Mutter so gewöhnt, daß es ihr wirklich aufs neue wieder schwer ankam, daßelbe zu verlassen.

Allein sie blieb doch ihrem Vorsatz getreu, wieder in andere herrschaftliche Dienste zu treten, und es konnte ihr auch nicht fehlen, ihren Zweck zu erreichen. Sie bedurfte nicht jener Rekommendationen von einer gewissen Art Leute, die gedungen zu seyn scheinen, Dienstbothen zu empfehlen, und Herrschaften zu belügen und zu hintergehen. Sie hatte es eben so wenig nöthig, um ein gutes Zeugniß zu betteln oder ein solches zu erstehlen und zu ertrotzen, als wie es Dienstbothen öfters thun, gewiße Vorzüge und verlangte Geschicklichkeiten zu erlügen. Sie ließ lieber andere von ihren Vorzügen reden, als daß sie davon geredet hätte. Sie wollte außer dem schuldigen guten Willen, lieber weniger versprechen und desto mehr halten. Ihren guten Ruf hatte sie durch eine ewige Abwechselung in Diensten, und durch andere Beschuldigungen von Faulheit, Ungeschicklichkeit, Verbuhlheit, Widersprechungsgeist, Unreinigkeit, Geschwätzigkeit, Untreue und schlechter Denkungsart nicht nur nie verdächtig gemacht, sondern sie hatte sich auch durch ihr langes Aushalten in ihrem vorigen Dienst bey so wunderlichen Leuten eine hinlängliche Empfehlung erworben. Christine durfte nicht lange hin und her laufen, und in der halben Stadt um einen Dienst sich bewerben. Sie bekam ihn auf die erste Anfrage. Und ob sie gleich kurz darauf hörte, daß sie bey ihrer künftigen Herrschaft, gegen ein nicht zu großes Einkommen, eine beynahe übermäßige Arbeit zu verrichten

ten hätte; ob ihr gleich bald hernach, ein weniger mühsamer und einträglicherer Dienst angebothen wurde, so wollte sie doch ihr gegebenes Wort nicht brechen. Ohnehin war ihr nicht alles wahr, was man sagte. Sie wollte einmal ihr Heil versuchen. Aber beynahe wäre ihr schon der Muth in einigen Wochen gesunken, da sie eine fast zu große Menge von Geschäften auf sich liegen sahe. Theils war es aber ein Gefühl von Scham, welches sie lieber alle Kräfte bis zum Ermatten anstrengen ließ, als diese zu vernachlässigen; theils war es Ueberzeugung von ihrer Pflicht und Schuldigkeit, zu thun, was in ihren Kräften wäre. Sie arbeitete mit einem ungewöhnlichen Eifer, und betrübte sich sehr, wenn sie doch nicht zurechte kommen konnte. In solchen Stunden kam ihr oft der Entschluß, lieber ihren Dienst zu verlassen, als ihrer Herrschaft und ihren Pflichten kein Genüge leisten zu können. Aber jenes fiel ihr auch schwer. Sie hatte in ihrem vorigen Dienst gelernt, manches ertragen zu können, was ihr anfangs unmöglich zu seyn schien. Sie wollte also ihre Kräfte weiter versuchen, --- und es gelang ihr. Ihre Kräfte wurden wirklich durch die Arbeit stärker, und sie wurde derselben gewohnt; ihre Geschäfte wurden ihr nach und nach leichter. Aber sie gieng es freylich bey denselben anders an, als es viele Dienstbothen anzugehen pflegen, die oft über unmäßige Arbeit klagen, und sich dieselben aus eigener Schuld erschweren. Christine

war immer hurtig und munter, und suchte jenen frohen Muth zu erhalten, der zur glücklichen Verrichtung der Arbeiten so nöthig als günstig ist. Sie grämte sich nicht erst lange bey dem Gedanken an die Geschäfte, die ihr heute oder morgen bevorstunden, sondern sie griff sie sogleich an, und bis andere aus Unmuth oder Unzufriedenheit erst die Hand ans Werk legten, hatte sie schon ein gut Stück Arbeit zu Ende gebracht. Die Arbeit, sagte sie oft, muß einmal verrichtet werden, und da hilft es mich nichts, wenn ich mich immer darüber beschwere und gräme. --- Hurtig angegriffen, heißt ein Geschäft bald vollenden. Bisweilen sang sie auch unter derselben ein Lied, und da gieng ihr, wie sie versicherte, bisweilen alles noch so gut und geschwind von statten. Besonders suchte sie auch die frühen Morgenstunden zur Erleichterung bey ihren Arbeiten zu benutzen, welche gewöhnlich vom Gesinde am wenigsten benutzt werden. Wenn ihre Herrschaft aufstund, --- und dieß geschahe meistens frühe, --- so war schon alles für sie in Bereitschaft. Christine war schon angekleidet, und sie erwartete neue Befehle. Insonderheit sorgte sie in diesen Frühestunden dafür, die Küche hinlänglich mit Holz und Wasser zu versehen, und solche Geschäfte in Ordnung zu bringen, die von dem vorigen Tage übrig geblieben waren. Waren diese weniger nothwendig, so verbesserte sie entweder ihre Kleidungsstücke, oder sie kämmte sich die Haare, und sorgte für die Reinlichkeit

ihres Körpers. Sie hätte es für die größte Schande gehalten, wenn man sie hätte aus dem Schlaf wecken müssen, oder wenn ihre Herrschaft vor ihr aufgestanden wäre. In diesem Falle, der sich aber nur einigemal ereignete, war sie den ganzen Tag mit sich unzufrieden, und es wollte ihr nichts gelingen. Das schien ihr aber etwas ganz Unerhörtes zu seyn, (wie es manche Dienstbothen thun) aufzustehen und nach gewissen Verrichtungen, z. E. nach dem Feuern der Oefen und dem Kochen des Kaffees oder Thees, sich wieder auf die Ohren zu legen, eine solche Faulheit am Gesinde, die Christine an ihrer Nebenmagd bemerkt hatte, war ihr unbegreiflich, und sie bath diese um alles in der Welt willen, dieses nicht ferner zu thun, weil sie sich dadurch ja nicht wenig beschämte, und natürlich noch träger und schläfriger werden würde. Nichts hindert den Menschen mehr an der glücklichen und leichten Verrichtung seiner Geschäfte, es seyen welche es wollen, als eine gewisse Unordnung, nach welcher man eins ins andere verrichtet, ein Geschäfte anfängt und wieder liegen läßt, ein anderes wieder anfängt, und zu dem ersten wieder zurückkehrt, --- nach welcher man das weniger Nothwendige vor dem Nothwendigern thut, und bey welcher man überhaupt nicht weiß, wie oder wo man anfangen soll. In diesem Falle wird bey aller Thätigkeit oft nichts ausgerichtet, — man wird seiner Arbeit nicht froh, — man erschwert sich dieselbe, bringt nichts vor sich, und muß

ein Geschäft oft doppelt verrichtem. Christine hatte daher ihre Geschäfte so eingerichtet, wie sie glaubte, dieselben am besten und leichtesten verrichten zu können. Wozu ihr unter Tags keine Zeit übrig zu bleiben schien, das verrichtete sie am frühen Morgen. Was ihr zur Verrichtung gewißer Geschäfte nothwendig war, schaffte sie früher herbey, um nicht aufgehalten zu werden. Sie vollendete jedes Geschäfte, wo es nur möglich war, ehe sie ein anderes anfieng. Sie nahm sich vor, zuerst dieß, — und hernach jenes zu thun, nicht aus einem gewißen Eigensinn, der oft das Hintere vor dem vordern thut, sondern weil sie diese Einrichtung ihrer Geschäfte aus Erfahrung für die beste hielt. Doch machte sie nach gewißen Zeiten und Umständen wieder eine Abänderung, und wenn ihre Herrschaft etwas für den gegenwärtigen Augenblick wollte gethan wissen, so gehorchte sie derselben, und wollte nicht klüger seyn wie sie. Ihre Ausgänge richtete sie so ein, daß sie, um die Zeit des An- und Ausziehens, und des öftern Hin- und Herlaufens zu ersparen, auf einem Gange mehrere Angelegenheiten zu besorgen suchte. Sie nahm alsdenn bey solchen Geschäften außer dem Hause die kürzesten Wege. Was sie auf einem solchen Ausgang besorgen konnte, versparte sie nicht auf einen andern, sie bemühte sich keinen ihr gegebenen Auftrag zu vergessen, um nicht abermals gehen zu müssen, und erinnerte ihre Herrschaft öfters daran, weil sie gerade diesen und jenen Weg gienge, ob sie

da und dort nichts zu befehlen hätte? dadurch erspar-te sich Christine außerordentlich viel Zeit, die sie zu ihren häuslichen Geschäften anwenden konnte. Sie ließ sich auch bey solchen Geschäften, die sie außer dem Haus zu besorgen hatte, nichts abhalten, bald wieder zurückzukommen. Ihrer Mutter gab sie oft nur auf einen Augenblick einen guten Morgen oder Abend, — und denn eilte sie wieder fort, und diese war vernünftig genug, sie nicht aufzuhalten. Wenn sie ihre Geschwister oder sonst Verwandte und Bekannte antraf, so gieng sie zwar mit denselben, wenn beyde einen Weg zu machen hatten, aber sie machte nicht, um nur plaudern zu können, jene Umwege, die Dienstbothen nicht selten in Verlegenheit setzen, wenn man sie zufälliger Weise in Gaßen antrifft, auf welche sie ihr Berufsweg gar nicht geführt hatte. Gewiß bekannte oder weniger bekannte Personen wollten sie oft überreden, zu ihnen ins Haus zu kommen, um sich Winterszeit nur ein wenig zu erwärmen, oder bey ihnen auszuruhen, oder um nur einmal, wie sie sagten, mit einander reden zu können. Aber sie that es nicht, und vermied geflissentlich solche Zusammenkünfte, wo das Gesinde nicht nur von seinen Arbeiten, zu mancherley Verdruß der Herrschaft, abgehalten wird, sondern wo man auch daßelbe nur ausfragen und nicht selten misvergnügt machen will. Insonderheit suchte sie auch jenen Versammlungen auf Marktplätzen und andern Orten auszuweichen, wo

Dienst-

Dienstbothen gewöhnlich zusammen zu kommen pflegen, und wo nicht nur so viele unnütze und sündliche Gespräche geführt, sondern wo auch so viel Zeit verdorben, und die Herrschaften durch Schwätzerinnen, Verläumderinnen und boshafte Gemüther in üblen Ruf gebracht werden. Es war ihr oft bange vor solchen Haufen zusammengetretener Dienstbothen vorbey zu gehen, und wenn man ihr zurief, so sagte sie: sie müßte eilen. — Es wäre die höchste Zeit, daß sie wieder nach Hause käme. Und lieber ließ sie sich verspotten, als daß sie sich in solche Bekanntschaften und Gespräche eingelassen hätte. Sie dachte einmal so: Sie dürfte ihre Zeit nicht anwenden wie sie wollte, sie müßte ihrer Herrschaft allen Verdruß ersparen, sie hätte nicht Zeit zu plaudern, und darum ließ sie andere reden und lachen, und wollte sich lieber ihrer Herrschaft gefällig machen. Wenn nur diese mit ihr zufrieden war, das war ihr schon genug. Sie suchte sich auch derselben immer wohlgefälliger zu machen. Ihr Fleiß war unermüdet: und doch konnte sie öfters mit ihren Arbeiten nicht zu rechte kommen. Die Ursache hievon lag größtentheils in einer unglücklichen Vertheilung der häuslichen Geschäfte, zwischen dem Gesinde, auf welche die Herrschaft bisher noch nicht genug ihre Aufmerksamkeit gerichtet hatte. Christine hatte zu viel zu arbeiten, und ihre Nebenmagd beynahe zu wenig. Diese war zu träge und zu unfreundlich, für jene selbst in Nothfällen

fällen ein Geschäfte zu übernehmen, und jene, die gute Christine wollte in Sachen ihrer Pflicht, andere nicht gerne bemühen, insonderheit wenn sie merkte, daß sie feindselige Leute um sich hatte. Sie suchte daher eine schickliche Zeit abzuwarten, mit ihrer Frau einmal reden zu können, und ihr deshalb vernünftige Vorstellungen zu machen. Diese thaten auch eine gute Wirkung, und es wurden ihr verschiedene Geschäfte abgenommen, die bisher unbilliger Weise auf sie gelegt waren. Doch bediente sich Christine dieses Vortheils nicht ganz, und wo sie, nach Verrichtung ihrer Arbeiten, andern was helfen konnte, so that sie es mit aller Freude und Gefälligkeit. Sie wollte sich dadurch auch bey ihrem Nebengesinde beliebt machen, ob sie gleich bißweilen wegen ihrer Dienstfertigkeit misbraucht wurde; so daß andere Dienstbothen ihre Arbeiten liegen ließen, und dachten: Christine würde am Ende schon noch helfen. — Diese that bisweilen, als ob sie diese List nicht merkte, und ihre Gutmüthigkeit war oft zu groß. Wenn sie aber deutliche Beweise davon hatte, wie andere aus Trägheit nur die Last auf sie wälzen wollten, so glaubte sie dieser Faulheit und Bosheit keinen Vorschub thun zu dürfen, überließ andern, was ihre Pflicht war, oder sie machte der Herrschaft davon Anzeige. Zuletzt mußte doch Christine noch Hand anlegen, und wenn sie auch bisweilen darüber ungehalten war, so that sie es doch ihrer

rer Herrschaft zu Gefallen. Für diese lebte sie ganz, und wußte sich vollkommen in ihren Willen zu schicken. Sie erfüllte ihre Pflichten alle aufs gewissenhafteste, sowohl in Gegenwart als in Abwesenheit derselben, sie that nicht nur aufs pünktlichste, was man von ihr verlangte, sondern sie that auch alles so, wie es ihre Herrschaft haben wollte. Es giebt Dienstbothen, denen man Fleiß und Geschicklichkeit nicht abläugnen kann, mit denen ihre Herrschaft leicht sich einverstehen könnte, wenn sie bisweilen nur nicht so eigensinnig wären und ihre Kapricen hätten. Aber eben diese geben oft zu hundert Verdrüßlichkeiten Anlaß. Die Magd, — stolz auf ihre Geschicklichkeit, — will sich nichts einreden lassen, und die Frau will ihre Rechte behaupten, die Magd beruft sich auf andere Herrschaften, denen sie Genüge geleistet hätte, und die Frau will ihre Sitte im Haus beobachtet wissen. Die Magd behauptet, daß es im Grunde eins sey, ob dieses oder jenes Geschäft zuerst verrichtet würde, und die Frau will eine gewisse Einrichtung der Geschäfte haben. — Die Magd sagt, es sey noch Zeit genug zu diesem und jenem Geschäfte, und die Frau will es jetzt und vor andern Geschäften verrichtet wissen. Die Magd besteht darauf, ihr zubereitetes Mahl müße wohlschmeckend seyn, denn so hätte sie es diesen und jenen Herrschaften kochen müßen, und die Frau will es nicht so gekocht haben, — sie findet es unschmackhaft.

haft. Wer hat hier Recht? — Vielleicht beyde? — doch bleibt es immer die Pflicht eines Dienstbothen, ihrer Herrschaft aus schuldiger Hochachtung nachzugeben, und sich ohne Widerspruch und Rechthaberey in ihren Willen zu schicken. Und das that auch Christine. Sie bath sichs gleich anfangs aus, daß man sie über ihre Geschäfte und die Art sie zu verrichten, belehren möchte. Und sie wiederholte diese Fragen öfters; ohne ihre Frau durch unnöthiges Anfragen zu ermüden, zog sie dieselbe gleichwohl fleißig zu Rathe, und erkundigte sich öfters, ob das so recht wäre? — ob sie ihren Geschmack getroffen? — ob sie nicht hie und da was zu verbessern fände? — ob sie ihren Wünschen Genüge geleistet? — und bath sie um Zurechtweisung, wenn sie gefehlt hatte, so gestund sie ihren Fehler, und versprach mehr Aufmerksamkeit, anstatt, (wie es oft geschieht) zu brummen, und bey augenscheinlichen Unrecht doch Recht haben zu wollen. Wenn ihre Herrschaft mit ihr zufrieden war, und sie lobte, so war sie äußerst vergnügt und doppelt beeifert, ihren Beyfall auch in Zukunft zu verdienen, anstatt sich dieses Zutrauens zu erheben, und sich bald diese bald jene Rechte anzumaßen, wie es insonderheit öfters bey Dienstbothen geschieht, die mehrere Jahre in einem Hause gedient haben. Es that ihr sehr leid, wenn das mindeste verdorben, vernachläßiget, zerbrochen oder verloren wurde. Ein einziges Gerichte, das ihr mis-

lungen war, benahm ihr selber allen Appetit, und sie bedauerte nur ihre Herrschaft, die darüber Verdruß haben möchte. Ein Gefäße, das durch sie aus Unvorsichtigkeit oder Eilfertigkeit zerbrochen wurde, konnte sie oft in nicht geringe Verlegenheit setzen, anstatt daß andere Dienstbothen oft mehrere derselben aus der nachläßigsten Unvorsichtigkeit, oder aus Wuth und Zorn zerbrochen, und ihrer Herrschaft keinen Häller zu ersetzen im Sinne haben. Sie gab sorgfältig auf alles Acht, was ihrer Herrschaft zugehörte, und so weit nur ihre Augen und ihre Aufmerksamkeit reichte, so konnte derselben nichts entwendet oder verdorben werden. Wo sie derselben auf irgend eine Art etwas ersparen konnte, so that sie es. Sie kaufte zwar ihre Waaren immer da ein, wo es ihre Herrschaft haben wollte, (nicht wie es Dienstbothen bisweilen thun, da, wo es ihnen aus Bequemlichkeit, Interesse und andern Gründen gefällig ist) weil sie glaubte, daß ihre Herrschaft ihre besondere Ursachen haben müßte, warum sie dieselben gerade hier und nicht anderswo wollten eingekauft wissen; aber wo sie ihren freyen Willen hatte, so nahm sie ihre Waaren von dem, wo sie dieselben am wohlfeilsten und zugleich gut bekam. Sie ließ sich alsdenn nicht, wie es oft beym Einkauf aus Dummheit und Gleichgültigkeit gegen den Vortheil einer Herrschaft geschieht, jeden Preiß gefallen, um welchen gewiße Waaren gebothen wurden. Sie sahe auch hier auf den Vortheil ihrer Herrschaft. Noch vielweniger

niger brachte sie ihren eigenen Nutzen ins Spiel, den sich oft Dienstbothen beym Einkaufen zu verschaffen wissen. — Wer hätte einen solchen Dienstbothen nicht schätzen sollen? —

Sechstes Kapitel.

Man will Christinen von ihrer Herrschaft abspannen: Sie denkt edel und christlich.

Nichts ist gewißer, als daß gute Menschen, ich meyne solche, die nicht nur eine oder die andere, sondern viele gute Eigenschaften haben, von welchen sie bereits Proben abgelegt, geliebt und geschätzt werden. Eine Zeitlang kann es sich wohl fügen, daß man sie verkennt, bisweilen werden sie auch verachtet und verfolgt, insonderheit von denen, deren Glanz sie verdunkeln, und welchen sie sonst auf irgend eine Art im Wege stehen. Aber endlich werden sie doch geschätzt, man erkennt ihre Vorzüge, man ertheilt denselben das gehörige Lob, und man sucht solche Menschen in gesellschaftliche Verbindungen zu ziehen, sie seyen von welcher Art sie wollen. Wem dieses gelungen ist, wer z. E. solche gute, allgemein geschätzte Dienstbothen hat, der darf sich aber wohl in Acht nehmen, daß sie ihm nicht wieder entrissen werden. Der Neid oder Eigennutz anderer Herrschaften wird nicht selten alles

anwenden, sich den Besitz eines solchen Gesindes zu verschaffen, es geschehe nun auf eine erlaubte oder unerlaubte Art. So gieng es auch bey Christinen. Sie hatte sich nicht nur bey ihrer Herrschaft beliebt gemacht, sondern sich auch durch ihr Betragen bey andern in ein gewißes Ansehen gesetzt. Man schätzte sie überall, und ihre eigene Herrschaft lobte sie öfters zu sehr, so daß andere auf ihre Vorzüge mit einem begierigen Auge blickten, und zu allerley Wünschen verleitet wurden. Es war also bey der gewöhnlichen Denkungsart vieler Herrschaften kein Wunder, daß man sie abzuspannen suchte. Dieß geschahe bald auf diese bald auf jene — bald auf eine feinere, bald unverschämtere Weise. — Diejenige z. E. die glaubten, daß eine Bürgersfrau den Vornehmern alles zu Gefallen thun müßte und diesen nichts abschlagen dürfte, schickten gerade zu Christinens Herrschaft hin, und ließen diese fragen, ob sie nicht ihnen Christinen abtreten möchte? — Andere erkundigten sich nach ihrem Verhalten, und wollten dadurch Christinen bey ihrer Herrschaft in einen gewissen Verdacht bringen, als ob sie schon anderswo sich um fremde Dienste umgesehen hätte. Man schickte Christinen bald von dieser, bald von jener Frau nach, und wendete alle Mittel an, sie an sich zu locken, und von ihrer Herrschaft abwendig zu machen. Man suchte sie gegen diese entweder einzunehmen und ihr ihren Dienst zu verleiden, oder man machte ihr die vortheilhaftesten Versprechun-

gen

gen und Vorspieglungen. „Sie wäre ja nicht an ihre „Herrschaft gebunden, — sie könnte sich ihre Last er„leichtern, — sie könnte da und dort ihr Glück ma„chen. — Sie sollte ihren Vortheil nicht vergessen. „Sie würde in diesem und jenem Dienst die beste Frau „bekommen, — sie sollte dergleichen günstige Aner„biethungen wohl überlegen, damit sie die Ausschla„gung derselben nicht gereuen möchte. — So und so „viel mehr Einkommen, — so und so viel Christga„be, — so viele Trinkgelder, und obendrein manches „Nebengeschenck, — das beste Essen, — frühe und „nach Tische Kaffee, — bisweilen ein Gläschen Wein, „über der Mahlzeit Bier, und noch dazu Biergeld." — Das waren ja die vortheilhaftesten Anerbiethungen, die man Christinen machen konnte, um sie abwendig zu machen. Man grüßte sie aufs freundlichste, wenn sie an diesem oder jenem Hause vorbeygieng, man ließ sie fragen, ob sie noch immer bey ihrer vorigen Herrschaft wäre? --- und es gab bestellte Leute genug, die ihr zu verstehen gaben, daß sie ihr die besten Dienste verschaffen wollten. Wie viele Dienstbothen sind schon durch solche Lockungen verführt und ihrer Herrschaft untreu worden! Aber nicht selten haben sie auch diesen Schritt bereuet; so wie sich oft ihre Herrschaften mit ihnen betrogen gefunden haben. Entweder hatten sie die guten Eigenschaften nicht, die man von ihnen erwartete, oder wurden durch die Art, wie man sie zu fangen suchte, stolz gemacht, und verursachten

mancherley Misvergnügen. Allein unsere Christine dachte beßer. Sie urtheilte so: wenn es in Ansehung der Herrschaft Sünde ist, das Gesinde abzuspannen, so müßte es auch für die Dienstbothen Sünde seyn, sich abspannen zu lassen. Freylich hätten diese die Freyheit, einen Dienst zu verlassen, und einen andern zu wählen, wenn sie wollten, aber es schien ihr doch unrecht zu seyn, ihn auf eine solche Art zu verlassen, wie es beym Abspannen geschieht. Sie glaubte dadurch nothwendig ihre Herrschaft zu beleidigen und zu betrüben, und ihre eigene Ehre schien ihr dabey auch nichts zu gewinnen. Denn wenn ich mich abwendig machen lasse, sagte sie, so bin ich doch meiner Herrschaft nicht treu, und wenn mir diese auch nichts Böses nachsagen kann, so kann sie doch dieß sagen: „Ich hätte mich abspannen laßen;" und eine solche Nachrede könnte mir nie zur Ehre gereichen; sie müßte auch nothwendig andere gegen mich mistrauisch machen. Nein! sagte sie, ich bleibe bey meiner Herrschaft! Ich habe bey ihr alle Liebe, --- alles Gute genossen. Ich wüßte keine erhebliche Klagen zu führen. Freylich hatte ich oft viel Arbeit, --- aber ich hatte auch meinen guten Lohn, und mein gutes Eßen. --- Ich bin einmal mit meiner Lage und mit meinen Umständen wenigstens bisher zufrieden. Wer weiß, ob ich es an einem andern Orte so gut hätte! Es kommt nicht allemal auf Versprechungen an. Eine solche Untreue möchte mich einmal gereuen, und meine Herrschaft

betrüben. Ob gleich diese sehr wünschte, daß Christine bey ihr bleiben möchte; so legte sie ihr doch nicht die mindesten Hindernisse in den Weg, wenn sie ihr Glück weiter machen konnte. Allein Christine blieb und dachte ehrlich, christlich und edel. Wer es liest, der merke darauf!!! ----

Siebentes Kapitel.

Christine ist gerne bey ihrer Herrschaft: — nur wünscht sie öftere Gelegenheit zur Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes zu haben. Ein Wort an Herrschaften! — Von der Denkungsart vieler Dienstbothen in Ansehung des Kirchenbesuchs. Von ihren Absichten bey demselben. Vom Hinterschleichen der Kirchen. — Auch ein Wort der Ermahnung ans Gesinde. — Christine denkt besser und christlicher als viele. Etwas von ihrer frommen Gesinnungsart und von ihrem Hausgottesdienst. —

Es gereuete auch Christinen niemals der Entschluß, bey ihrer Herrschaft geblieben zu seyn: denn sie hatte keine Gründe über dieselbe mit Recht zu klagen. Nur einige Hindernisse stunden ihr noch im Wege, ganz zufrieden zu seyn. Christine war nicht nur eine fleißige

Dienstmagd. Sie war von ihren Eltern in der Furcht und Ermahnung zum Herrn erzogen worden, sie hatte einen guten christlichen Grund gelegt, sie liebte die Religion und Gotteswort. Es that ihr daher sehr leid, wenn so mancher liebe Sonntag vorübergieng, ohne daß sie eine Kirche sahe, und dem öffentlichen Gottesdienst beywohnen konnte. Zu den Lebzeiten ihres Vaters besuchte sie jeden Sonn- und Feyertag wenigstens einmal die Kirche, und zu Hause fehlte es auch nicht an einer christlichen Erbauung: und jetzt war ein solcher Vor- oder Nachmittag wie gefunden, wo sie sich gleichsam in eine Kirche stehlen konnte. Das machte ihr oft viele Sorgen und manchen heimlichen Kummer. Es war vielleicht nie ein Tag, wo sie weniger fröhlich war, als an Sonntagen, nur deswegen, weil sie ihrer Andacht nicht pflegen konnte, wie sie es wünschte. Sie wußte es zwar wohl, daß auch an solchen Tagen die Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte keine Sünde wäre, aber sie wünschte doch, daß sie durch dieselbe wenigstens einmal in der Woche nicht abgehalten werden möchte, auch für ihre Erbauung zu sorgen. Wenn sie es auch nicht sagte, so dachte sie es doch bey sich selbst: „Daß doch Herrschaften an diesen Tagen ihrem Gesinde einige Erleichterung verschaffen möchten, wenigstens nur zur Uebung ihres Gottesdienstes!“ Und wer urtheilte vernünftiger und billiger, als Christne? Es ist ja wahrlich genug, ihr lieben

Herrschaften! daß eure Dienstbothen sich eine ganze Woche plagen müßen, ohne gleichsam an sich selber und an ihre Erbauung denken zu können. Warum wollt ihr ihnen den siebenten Tag rauben, der doch auch zu ihrer Erholung und Erbauung bestimmt ist? — Eure Gesellschaften, Gastmahle und Vergnügungen sind an solchen Tagen gewiß um so weniger zu entschuldigen, wenn sie auch an und vor sich selber erlaubt seyn möchten, sobald sie eurem Gesinde nicht nur doppelte Arbeit verursachen, sondern auch dasselbe von dem öffentlichen Gottesdienste abhalten. Manchem von euch scheint dieß vielleicht etwas gleichgültiges zu seyn, und so wie ihr selber oft keinen großen Werth auf die Andacht setzet, so haltet ihr auch eure Dienstbothen nicht dazu an. Aber ihr handelt in diesem Falle wahrlich weder christlich, noch klug. Ihr seyd als christliche Herrschaften verbunden, auch für das Seelenwohl eures Gesindes, und also für ihre Belehrung und Erbauung zu sorgen. Der Mangel an derselben muß sie zuletzt nothwendig leichtsinnig machen. Ein guter christlicher Sinn, auf welchen sich ein gutes, gewißenhaftes Betragen und Leben gründet, muß durchaus genährt und unterhalten werden. Die Andacht und Erbauung ist für einen Menschen, der gut werden und bleiben will, wenigstens zu gewißen Zeiten unentbehrlich, sonst wird er leichtsinnig, in seiner Religion kalt, zuletzt gewißenlos, und solche Dienstbothen kön-

nen euch nie willkommen seyn. Ihr könnt euch auf sie, weil sie kein rechtes Christenthum haben, nie ganz verlassen, und zuverläßig rührt die so häufige Verdorbenheit des Gesindes, vom Mangel an Erbauung her. Die Woche hindurch bleibt ihnen oft wenig oder gar keine Zeit übrig, nur an sich selber zu denken. Am Sonntag allein könnten sie noch manches Gute aus Gottes Wort und Evangelium zu ihrer Erbauung hören und lesen. Wird ihnen diese Gelegenheit abgeschnitten, so müßen sie gleichsam verwildern. Doch ich weiß es, liebe Herrschaften! daß nicht die Schuld allein an euch liegt, wenn eure Dienstbothen so oft den öffentlichen Gottesdienst versäumen. Sie haben selber dazu öfters keine Lust. Und dieser Leichtsinn war es, über den sich Christine nicht selten, in Ansehung ihres Nebengesindes nicht genug verwundern konnte. War es die Absicht, Christinen böse zu machen, — oder war es wirklicher gewißenloser Leichtsinn, — das weiß ich nicht. Genug sie mußte es oft von andern Dienstbothen hören: „Was soll ich in der Kirche thun?" Wenn sie dieselben erinnerte, daß es jetzt Zeit wäre, sich zum Gottesdienst anzukleiden, so verzögerten sie ihre Geschäfte oft so lange, bis es unmöglich wurde, in die Kirche zu gehen. Unter dem Vorwand, daß sie diesen oder jenen Prediger nicht gerne hörten, oder nicht verstünden, giengen sie oft in entferntere Kirchen. Gewiß nicht zu ihrer desto größern Er-

bauung, sondern nur um sich sehen zu lassen, um herumschlendern zu können, und ihre Buhlen anzutreffen, die schon auf solche Zeiten und Wege bestellt waren, mit welchen sie in die Kirche hinein — und wieder heraus scheckerten. Was Christinen am allersündlichsten vorkam, das war dieses, daß man sie etlichemal verführen wollte, anstatt in die Kirche, anderswohin zu gehen. Wohin denn? sagte sie erröthend, und ihre Gespielinnen schlugen ihr verschiedene Oerter vor, wo sie sich vergnügt machen wollten. Das ist ja entsetzlich, — antwortete Christine. Habt ihr denn gar kein Gewissen? Jene lachten, steckten ihre Gesangbücher ein, und giengen entweder auf nahe gelegene Lustplätze, wo sie tanzten und sich lustig machten; oder sie besuchten in der Stadt Häuser, wo sie ihre Visiten machten, und sich etwas zu gute thaten. Zur Zeit, wenn sich der Gottesdienst gewöhnlich endigte, rannten sie denn wieder nach Hause, und ließen ihre Herrschaft auf dem Glauben, daß sie in der Kirche gewesen wären. Und so trieben sie diesen Unfug oft so lange fort, bis derselbe entdeckt wurde. Daß doch keiner von euch, ihr lieben Dienstbothen! die ihr dieses leset, sich einen solchen Vorwurf zu machen hätte! — Ihr würdet in diesem Falle nicht nur eine sehr leichtsinnige, sondern auch sehr unchristliche Denkungsart verrathen. — Ihr würdet es deutlich zu erkennen geben, daß die Religion, und die Belehrungen derselben, für

euch gar keinen Werth haben, und daß ihr auf eine recht unverantwortliche Weise euer geistliches und ewiges Wohl vernachläßiget. Es ist eine solche Versäumung des öffentlichen Gottesdienstes nicht nur an und vor sich selber sträflich und Sünde, weil ihr dadurch eine Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort und Evangelium, und eine Verachtung desselben zu erkennen gebet, die allemal Verantwortung nach sich zieht, sondern auch, weil ihr eurer Erbauung ein sündliches, unerlaubtes Vergnügen vorziehet, weil ihr wider den Willen eurer Herrschaft die Kirche versäumt, und diese also nothwendig belügen und hintergehen müßt. Glaubt es mir, daß ihr euch deshalb dereinst eine schwere Verantwortung zuzieht, und daß ihr dadurch eurem guten Namen nicht wenig schadet. Saget mir, ließet ihr euch auf solchen Wegen und an solchen Orten, wo ihr euch während des Gottesdienstes aufhaltet, gerne antreffen? Oder würdet ihr bey der Darzwischenkunft eurer Herrschaft oder einer andern gutdenkenden Person erröthen, und in Verlegenheit gerathen? Nun so sagt euch ja euer eigenes Herz, daß ihr nicht recht handelt. Ich möchte euch darum recht brüderlich bey der Hand fassen und recht herzlich bitten: „Ach liebe Dienstbothen, denkt gewissenhafter! Laßt euch nicht verführen! Ladet keine drückende Vorwürfe auf eure Seele. Macht eurer Herrschaft keinen Verdruß. — Denket an das, was Johannes gesagt hat: die Welt vergehet mit ihrer Lust; aber Gottes

Wort

Wort bleibet in Ewigkeit. Laßt euch dieses lieber seyn, als solche Vergnügungen, die ihr doch nicht mit Ruhe genießen könnt, und über welche ihr euch doch über kurz oder lang Vorwürfe machen müßt. — Glaubt ihr, daß ich es redlich mit euch meyne, nun so meynt es selber redlich mit euch! Laßt euch, ich bitte euch noch einmal, — zu solchen Versündigungen am Gottesdienst nie verleiten!“ — Weit entfernt von einer solchen leichtsinnigen, gewissenlosen Denkungsart wendete Christine ihren Sonntag aufs gewissenhafteste an. Sie hielt es für eine Wohlthat, wenn sie in die Kirche gehen durfte, und bath oft schon manchen Sonnabend vorher ihre Herrschaft um diese Erlaubniß. Alsdenn verrichtete sie ihre Geschäfte mit verdoppelter Geschwindigkeit, um nicht nur zur Predigt, sondern auch zum Gesang zu kommen. So wie sie in die Kirche eilte, aus wahrer frommer Andacht, so eilte sie auch aus derselben wieder nach Hause, ohne die erregte gute Empfindung durch unnöthige Gespräche, oder durch verliebte Unterhaltung, durch neugierige Fragen und andere Dinge wieder verschwinden zu machen. Wenn andere Dienstbothen erschrecken würden, wenn man sie aus der Predigt etwas fragen würde, weil sie entweder der Predigt nicht beywohnten, oder weil sie nicht aufmerkten, und andere Gedanken unterhielten, oder weil sie schliefen, oder weil sie den Gottesdienst über plauderten: so hätte Christine vielmehr gewünscht, daß

man

man sie nur recht viel fragen möchte. Wenn ihr einige Zeit übrig blieb, so schrieb sie gar einige Predigten auf, so wie sie überhaupt jede Geschäftfreye Stunde des Sonntags dazu anwendete, sich zu erbauen; nicht aus Romanen und andern sogenannten lustigen Büchern, die man auch jezt bey Dienstbothen findet, --- sondern aus nützlichen. Sie schämte sich ihrer Bibel nicht, und sie hatte sich mehrere Schriften angeschafft, welche ihr, ihr Beichtvater empfohlen hatte. Ueberhaupt war sie ein seltenes Muster der Frömmigkeit unter ihres Gleichen. Man durfte sie nie fragen, wenn sie wieder einmal zum Abendmahl gehen wollte, noch vielweniger dazu gleichsam nöthigen. Sie versäumte nie ein Morgengebeth, und schloß ihre Herrschaft jedesmal andächtig in dasselbe ein. Ihre Herrschaft hörte ihr oft in der Stille von ferne zu, wenn sie laut ihre Abendandacht verrichtete. Aber für diesen frommen Sinn, um deßentwillen man sie bisweilen verlachte, ruhete auch Gottes Segen, und guter Menschen Wohlgefallen auf ihr.

Achtes Kapitel.

Christine wird von ihrem Mitgesinde verfolgt. Sie ist nicht Schuld daran. Der besserdenkende Mensch muß sich von dem schlechterdenkenden viel Unangenehmes gefallen lassen. Es ist besser leiden, als mit andern schlecht handeln. Christine hält es mit ihrer Herrschaft, und will sich fremder Sünden nicht theilhaftig machen. Weil sie aber mehrern unangenehmen Begegnißen nicht ausweichen kann, so will sie lieber ihren Dienst verlassen.

Wir würden im menschlichen Leben, mit unserm Beruf oft weit zufriedner seyn, wenn uns dieser nicht selten mit andern Menschen in Verbindung setzte, die uns nach ihrer zum Theil schlechten Denkungsart allenthalben im Wege stehen, und uns unsere Geschäfte nicht nur nicht erleichtern, sondern verbittern. Aber solche Verbindungen sind einmal unvermeidlich, — und wo ist ein Stand in der Welt, in welchem man über dieselben und über die, mit welchen wir in solchen Verhältnißen stehen, nicht zu klagen Ursache hätte? Eben diese Klagen werden auch häufig von Dienstbothen gehört. Ihr Beruf wäre ihnen schon recht; sie wären mit ihrer Herrschaft zufrieden. — Aber ihr Mitgesinde, — über dieß seufzen sie oft und beschweren

ren sich. Wirklich herrscht auch öfters unter dieser Menschenklasse eine Art von Feindseligkeit gegen einander, die vielleicht selten gefunden wird. Neid, Eigennutz, Stolz, Vorurtheile, Argwohn, und andere Ursachen geben oft zu dem bittersten Haß, zu den größten Verfolgungen unter diesen Leuten Gelegenheit. Der besondere Beyfall den die Herrschaft einem vor dem andern giebt, die Erleichterung die er diesem zu verschaffen sucht, die Vortheile, die andere von ihrem Mitgesinde genießen, — der Hochmuth der sich andern gleich gehalten wissen will, — das Vorurtheil des längern Dienens, welches auf besondere Verdienste Anspruch macht, geben eben so viele Veranlassungen zum gegenseitigen Misverständniß unter welchem Dienstbothen leiden, und die Herrschaft tausend Verdruß hat. Je besser ein solches Gesinde denkt, je mehr es dasselbe mit seiner Herrschaft hält, und deren Wohlgefallen besitzt, destomehr wird es öfters gehaßt und verfolgt. So gieng es Christinen: ihre Schuld aber war es gewiß nicht, daß man sie haßte und bald öffentlich bald heimlich verfolgte; denn daß sie von ihrer Herrschaft geschätzt und geliebt wurde, daß sie sich dieser in allen Dingen wohlgefällig zu machen suchte; das war ja kein Verbrechen, das war ja keine Beleidigung für andere, das war ihre Pflicht, über deren Erfüllung nur solche Menschen böse werden konnten, die dadurch wegen ihrem Betragen beschämt wurden. Christine überhob sich auch nie des Wohlgefallens und

Zutrauens ihrer Herrschaft gegen andere; und wenn ihr dieselbe bisweilen ein Lob in Gegenwart ihres Nebengesindes ertheilte, oder sie zum Beyspiel vorstellte, so bath sie öfters ihre Frau, davon zu schweigen, um andere nicht eifersüchtig zu machen. Es wäre ihr ein leichtes gewesen, sich vor andern ihres Nebengesindes gewisse Vortheile oder Freyheiten zu verschaffen, aber sie bediente sich lieber derselben nicht, als andern zum Neid und Misverständniß Gelegenheit zu geben: sie theilte oft selbst dasjenige, was ihr allein vom Tisch ihrer Herrschaft mitgetheilt worden war, andern mit, und blieb bisweilen zu Hause, wenn sie auch die Erlaubniß gehabt hätte, auszugehen, nur damit andere über ihre erhaltene Freyheiten nicht ungehalten und neidisch werden möchten. Sie legte oft selber für ihre Nebendienstbothen bey ihrer Herrschaft ein gutes Wort ein, wenn diese wünschten, sich ein Vergnügen zu machen, und sie war weit entfernt davon zu denken, wie viele denken, „wenn nur ich meinem Vergnügen nachgehen kann, um andere bekümmere ich mich nicht!" Christine suchte sich zwar bey ihrer Herrschaft beliebt zu machen, aber es geschahe nicht durch jene Schmeicheleyen, welche oft nur Falschheit und Verstellung sind, und durch welche man andern, welche diese Kunst nicht verstehen, schädlich werden will: noch viel weniger suchte sie sich bey ihrer Herrschaft, auf Kosten anderer, einzuschmeicheln, dadurch daß sie sich selbst geltend zu machen suchte, und andere verrieth, verklagte,

oder verläumdete und heruntersetzte. Sie war gegen ihre Nebendienstbothen freundlich und gefällig, wo sie denselben einen Dienst erweisen konnte, that sie es, und sie theilte in Ansehung gewisser Einnahmen bis auf Häller und Pfennig mit ihnen, wenn sie von diesen gleich oft, niederträchtiger Weise betrogen und vervortheilt wurde. Und doch konnte sie öfters dem Haß und der Verfolgung nicht entgehen. Aber auch dieß war sehr natürlich. Christine dachte zu gut und zu edel, zu redlich und zu rechtschaffen, als daß sie es andern von ihrem Nebengesinde, die weniger edel, oft sehr leichtsinnig, boshaft, niederträchtig und schlecht dachten, immer hätte recht machen können. Ihr Fleiß mußte nothwendiger Weise den Trägern, Nachläßigern beschämen: deswegen mußte sie sich öfters eine Wohldienerinn heißen lassen, und die unbilligsten Vorwürfe anhören. Christine war zwar gegen ihr Nebengesinde, wie wir schon erzählt haben, sehr freundlich und gefällig, aber sie ließ sich mit demselben nie in jene Vertraulichkeit ein, die Herrschaften in keinem Falle angenehm seyn kann, und wodurch dieselbe oft verrathen und verkauft wird. Sie that ihnen zwar alles zu gefallen, — aber sie ließ sich nie verleiten an einer Lüge, an einem Betrug, an einem schlechten Streich ihres Mitgesindes Theil zu nehmen. Dieses wollte sie öfters überreden, die Herrschaft in diesem und jenem Fall mit einer Unwahrheit zu berichten, derselben einen beträchtlichen Schaden, welcher ihr

durch

durch Nachläßigkeit war zugefügt worden, zu verhehlen, die Hausthüre nur zum Scheine zuzuschließen, und offen zu lassen, etliche Krüge Bier oder andere Eßwaaren für dasselbe bey Seite zu stellen, ein Zimmer zum längern Aufbleiben und Zusammensitzen zu feuern, welches die Herrschaft nicht gefeuert haben wollte. — Aber sie that es nicht, und weil man ihre Denkungsart kannte, so setzte man nicht weiter in sie, aber man ließ sie den dadurch erregten Unwillen entgelten. Nichts destoweniger wurden im Hause ihrer Herrschaft von den Dienstbothen schlechte Streiche genug ausgeübt. Sie schlichen sich oft heimlich aus demselben hinaus und ließen Thür und Thor offen, — sie pflegten mit einander heimliche Liebeshändel: bald wurde dieses und jenes veruntreuet und vermißt: aber Christine entdeckte bald den Betrug, — In diesen Fällen sagte sie anfangs nichts, doch gab sie es zu verstehen, daß sie Spur hätte, und daß sie weder blind noch taub gewesen wäre, dieses und jenes zu sehen und zu hören. Wurde der Unfug fortgetrieben, so machte sie andere freundliche Vorstellungen, -- halfen diese nichts, so warnte sie, — und sagte: sie müße endlich die Sache entdecken, um so mehr, da die Herrschaft dieses und jenes bereits zu merken schiene, und daß sie sonst als Mitschuldige angesehen würde. Wirkte auch dieses nichts, so machte sie endlich ihrer Herrschaft davon Anzeige, doch so, daß sie eher, das was vorgegangen war, zu mildern suchte, und daß sie diese bath,

der Sache selber auf die Spur zu kommen. Es that ihr zwar leid, dergleichen Dinge von ihrem Mitgesinde zu entdecken zu müssen, aber sie dachte so, man müßte einmal das Böse, so viel als möglich, zu verhindern suchen, sonst lade man sich selber Verantwortung auf den Hals, — bey weniger wichtigern Vergehungen schwieg sie lieber stille, um ihrem Mitgesinde nicht schädlich zu werden, und ihrer Herrschaft ewigen Verdruß zu machen. Doch suchte sie alles Böse, so viel als möglich war, zu verhindern. Die Herrschaft erkannte Christinens Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit immer mehr; aber so viel Achtung und Liebe diese bey jener genoß, so viel Unangenehmes mußte sie oft von ihrem Mitgesinde erdulden. Man spöttelte über sie, — man neckte sie bey jeder Gelegenheit, man verbitterte ihr das Leben, man suchte sie bey der Herrschaft zu verläumden und in Verdacht zu bringen. Man bemühte sich durch allerley schlechte Ränke, sie außer Dienste zu setzen. Christine duldete dieß eine Zeitlang mit der größten Gelassenheit. Aber es wurde nicht besser. Sie entschloß sich daher, andere Dienste zu suchen, um dem Neid und der Verfolgung auszuweichen. Ihre Herrschaft wünschte zwar sie bey sich zu behalten und zwischen dem Gesinde Frieden zu stiften. — Aber sie konnte es nicht, Christine gieng also. Warum ihre Herrschaft nicht lieber das andere Gesinde verabschiedet, — und Christinen in ihrem Dienste zu erhalten gesucht? — das

ist eine Frage die hier einem jedem einfallen möchte; — Ich kann sie aber nicht beantworten: — bisweilen kommt es mir vor, als ob Herrschaften recht verblendet wären.

Neuntes Kapitel.

Christine kömmt in die Dienste einer vornehmen Herrschaft. Sie bildet sich im äußeren Betragen immer mehr aus, ohne eine affektirte Närrinn zu werden. Sie kleidet sich gut, aber nicht eitel und prächtig. Ein Wort von Kleiderpracht und Flitterstaat, der insonderheit am Gesinde so thöricht, und von so schädlichen Folgen ist. Christine ist im höchsten Grade ehrlich und redlich. Sie meynt es mit ihrer Herrschaft gut. Etwas von der schlechten Denkungsart vieler Dienstbothen, vom Lügen, Lästern, Verläumden, Verrathen, Ausschwätzen, Aufhätzen. Davon das Gegentheil an Christinen. Etwas vom Umgang mit Mannspersonen, von unzüchtigen Dirnen, vom verliebten und verbuhlten Wesen. Wer ist eine Hure?

Hure? Wie verhält sich Christine im Umgang mit dem andern Geschlecht? Man will sie verführen, sie bleibt tugendhaft.

So sehr auch Christine ihrer vorigen Herrschaft mit Achtung und Liebe zugethan war, so bereuete sie es doch nie, ein Haus verlassen zu haben, in welchem sie von ihrem Mitgesinde so manches Unangenehme ausstehen mußte: um so weniger, da sie jetzt in die Dienste einer Familie trat, wo sie ihrer Meynung und ihrem Wunsch nach, noch mehr würde erlernen, und die Geschicklichkeiten und Kenntnisse in ihrem Fache würde erweitern können. Ihre neue Herrschaft war von vornehmen und angesehenem Stand: doch war es auf Christinens Seite weder der Geiz, noch der Stolz der sie glücklich schätzte, in den Dienst einer solchen Herrschaft getreten zu seyn, sondern es war wirkliche Lernbegierde, die sie glaubte hier, wenigstens in diesem und jenem Stück, noch mehr befriedigen zu können. Was ihr noch mehr Lust und Muth machte, war dieses, daß man ihre Herrschaft sehr lobte: doch sagte man ihr bisweilen auch etwas ins Ohr, was sie wieder muthlos und erschrocken machte. — Allein, sie wollte nun einmal einen Versuch machen, und waffnete sich in Ansehung dessen, was man ihr anvertraut hatte, mit guten Vorsätzen und Gebeth gegen jede Gefahr. Es ist sehr natürlich, daß

daß in den Häusern der Vornehmen ein anderer Ton, eine andere Sprache, und andere Sitten herrschen, als in den Häusern des gemeinen Bürgers. Von diesen muß auch nothwendig der Dienstbothe etwas annehmen, wenn er sich selber nicht lächerlich, und seiner Herrschaft misfällig machen will. Herrschaften können auch dieses mit Recht verlangen, nicht nur, weil ihnen jener rohere Ton, jene unfeinere Sprache, jene grobe Art sich auszudrücken, jene ungebildete Sitten und Complimente, nothwendig unangenehm seyn müssen: da sie nun einmal an eine bessere, feinere Lebensart gewöhnt sind; sondern auch, weil sie nicht selten befürchten müssen, daß ihre Kinder von jener unhöflichen Art des Betragens, was so leicht geschieht, etwas annehmen möchten. Ueberdieß haben vornehmere Herrschaften um so mehr auf das äußerliche gute und sittsame Betragen ihres Gesindes zu sehen, weil sonst auf sie selber, und zwar nicht ohne Grund, ein Vorwurf zurückfällt. Es ist auch wenigstens für solche, denen es nicht an Kopf und einiger Erziehung fehlt, die nur etwas guten Willen und Lernbegierde haben, so schwer nicht, seine Sitten zu verbessern, und eine etwas feinere, wohlgefälligere Art des Betragens anzunehmen. Nur muß man sich die Mühe nicht gereuen, und jede Zurechtweisung, wenn sie auch etwas unangenehm ist, nicht verdrüßen lassen. Dienstbothen sollten es daher auch ihren Herrschaften öfters nicht so

übel nehmen, wenn diese über ihre Sprache, über ihre Art, sich auszudrücken, über ihre Complimente, über ihren Gang spotten und lachen. Es ist dieß oft, wenigstens bey manchen Personen der einzige Weg, — sie auf sich selber aufmerksam zu machen, und sie eines bessern zu belehren. Bey solchen Dienstbothen aber, denen es selber um ihre Ausbildung zu thun ist, ist dieß gar nicht nöthig, und sie werden sich bald durch Aufmerksamkeit auf sich selber, auf ihre Herrschaften und auf andere schon gesittete Dienstbothen, eine bessere Art des Betragens angewöhnen. Und dieß war auch der Fall bey Christinen. Sie hatte zwar schon vorher in Ansehung ihrer Sitten, viel vor andern Dienstbothen zum voraus, ihr bescheidenes freundliches Betragen, ohne jene zudringliche Vertraulichkeit, die am Gesinde so übel steht, machte ihren Umgang angenehm, aber es fehlte ihr doch noch an jener Ausbildung, welche nur durch guten Umgang erlernt wird. Indessen brachte sie es bald dahin, daß ihre Herrschaft mit ihr vollkommen zufrieden war. Sie gewöhnte sich an eine bessere Sprache, an einen leichtern Gang, an schicklichere Höflichkeitsbezeigungen, an eine gefälligere Art etwas zu geben und zu nehmen, zu fragen und zu antworten, und zuletzt konnte sie sich selber oft kaum des Lachens mehr enhalten, wenn sie andere Dienstbothen sahe, die sich so grob wie Bauern ausdrückten, die bald schrieen, daß einem

die Ohren gällten, bald unverständlich etwas, das kein Mensch verstund in sich hineinbrummten, die entweder durch ihren hastigen holperichten Gang alles über den Haufen warfen, oder durch ihr träges, lendenlahmes Kriechen, jedem im Wege stunden, die ihrer Herrschaft, wie einem guten vertrauten Freund, oder wie ihres gleichen begegneten, die sich vertraut zu ihren Herren und Frauen hinstellten, wenn diese etwas mit einander redeten, — die überall zuhören wollten, — die sich erlaubten vor ihrer Herrschaft zu essen, und mit vollen Backen zu fragen und zu antworten, die vor ihrer Herrschaft ins Zimmer eingiengen, und dieser oft die Thüre vor der Nase zuschlagen. Bey solchem Anblick konnte sich Christine oft kaum des Lachens enthalten; aber sie konnte es auch ihrer Herrschaft nicht genug danken, daß sie eines bessern belehrt worden wäre; Christine wurde wirklich eine gewandte Dienstmagd, ohne jenes affektirte Wesen anzunehmen, welches an jedem Menschen, insonderheit, am Gesinde so lächerlich und unausstehlich ist. Es ist beynahe noch ein erträglicherer Anblick, einen weiblichen Dienstbothen so wie er aus dem Dorfe in Stadtdienste kommt, in seiner rohen Einfalt zu sehen, als eine so genannte galante Magd, die oft nicht weis, wie sie ihre Worte schön genug setzen soll, — die ganz im Ton, entweder mit der Empfindung oder mit der Anmaßung ihrer Frau spricht, — die diese oder andere Damen

 in

in der Sprache, im Gang, in Complimenten bis auf Kleinigkeiten, und oft Abgeschmacktheiten nachahmen will, die ihren Kopf hochträgt, — mit den Füßen, wie ein Vögelchen trippelt, die ihren Körper schwankt, ihre Hände über einander legt, — und so entweder entzückt oder gravitätisch daher wandelt — und ganz die Dame spielt. Bey einem solchen Anblick kann man sich bald des Lachens, bald des Unwillens, bald des Mitleidens über solche Närrinnen kaum enthalten. Solche Lächerlichkeiten fühlte Christine wohl, und hütete sich dieselben nachzuahmen. Die Art wie sie sich bisher gekleidet hatte, war ganz ihrem bürgerlichen Stand, ihrem Beruf als Dienstbothe, ihrem Einkommen gemäß eingerichtet, und ihre Herrschaft war damit zufrieden. Sie hatte keine kostbare seidene und Gros-de tourne aber sie hatte solche Kleider in welchen sie überall erscheinen durfte. Man sahe an ihr keinen Flitterstaat, unter welchem oft die elendeste schmuzigste Armuth von andern Kleidungsstücken verborgen liegt, aber Reinlichkeit und Nettigkeit vermißte man an ihrer Kleidung niemals, sie hatte keinen überflüßigen Kleidervorrath, aber sie war doch im Stande, mit denselben eine Abwechselung zu treffen, und sich nach gewissen Jahrszeiten und Umständen zu richten. So lange ein Kleidungsstück gut, reinlich und unverdorben war, trug sie es, — ohne sich um die ewig abwechselnde Mode zu bekümmern, und sich dasselbe

von Modenärrinnen verleiden zu lassen. Es war ihr mehr um eine gewisse schickliche Zusammenstimmung ihrer Kleidung im Ganzen zu thun, als nur darum, mit einzelnen Kleidungsstücken, — z. E. mit einer prächtigen Haube, mit galanten Schuhen, mit einem schönen Halstuch zu prangen, die sich bey manchen Dienstbothen mit ihrer übrigen Garderobe zusammen reimen, wie der aufgeheftete Lappe auf einem zerrissenen Kleide. Sie würde sich geschämt haben, äußerlich prangen zu wollen; und oft kein reines Hemd am Leibe zu tragen. Lieber wollte sie für jede Jahrszeit, für jede Gelegenheit wo eine Veränderung schwarzer und bunter, besserer und geringerer Kleidung nöthig ist, nur ein Stück haben, als zu gewissen Zeiten, so wie z. E. im Sommer, durch eine stete Abwechslung, Aufmerksamkeit erregen zu wollen, und denn bey andern Gelegenheiten und Zeiten, es wagen zu dürfen, aus dem Hause zu gehen. Nichts schien ihr schimpflicher zu seyn, als Schulden: sie dachte immer, daß man sie darum auf der Straße ansehen würde; daher schaffte sie sich nie ein Kleidungsstück an, ohne daß sie es bezahlen, oder zu einer gewissen bestimmten Zeit bezahlen zu können hoffen konnte. Wenn andere leichtsinnig oder schamlos genug waren, sich nicht darum zu bekümmern, wie sie würden bezahlen können, so dachte sie ehrlich und rechtschaffen genug, sich nach ihrer Einnahme richten zu müssen. Wenn ich mich nur reinlich und so

kleiden kann, sagte sie oft, daß ich mich meiner Kleidung nicht schämen darf, so lasse ich gern andern ihren Staat und Pracht. Sie dachte also ganz anders, als so viele Dienstbothen denken, insonderheit in unsern Zeiten, wo auch bey ihnen der Geist der Eitelkeit und Prachtliebe immer größer wird. Wenn unsere Voreltern aus jenen Zeiten, wo in Ansehung der Kleidung und Kleiderpracht eine gewisse Ordnung herrschte, die durch obrigkeitliche Gesetze und Ordnung unterstützt wurde, wieder zurückkämen, sie würden erstaunen, sie würden manche Dienstmagd nicht für das, was sie ist, sondern für eine Dame halten, sie würden über den so oft übertriebenen Kleiderpracht und Flitterstaat, über die gränzenlose Eitelkeit, die jetzt so allgemein ist, die Köpfe schütteln; sie würden hundertmal fragen, ob denn diese und jene, die so eitel und prächtig, — im seidenen Kleide, — in einer schwer vergoldeten Haube, — mit geschwungenem Fächer, daher wandelt, eine Dienstmagd wäre? -- sie würden manche bedenklich darum ansehen und zu ihr sagen: was treibst und denkst du um Gotteswillen? Weißt du nicht was du bist? Könntest du dein Geld nicht besser und vernünftiger anwenden? Es ist wirklich die größte Thorheit, die von solchen Leuten begangen werden kann, daß sie beynahe all ihr Geld und ihren Lohn, nur auf Kleidung und Staat verwenden. Bey einem solchen Aufwand bleibt ihnen nicht nur nichts zum Ersparen übrig, (und wie wohl würde manchem Gesinde

ein

ein kleines zurückgelegtes Kapital kommen,) sondern sie werden oft genöthiget, Schulden zu machen. Noch thörichter und unvernünftiger sind oft die Bewegungsgründe zu einer solchen unmäßigen Kleidersucht. Da will manche nicht geringer gekleidet seyn als eine andere ihrer Bekannten, sie hat dieses und jenes Kleidungsstück an ihr gesehen, das so schön, — so modisch ist, — das so gut steht, — und darum will sie es auch haben, ohne zu bedenken, daß eine solche Nachahmung oft sehr kindisch und thöricht, und für ihr Einkommen allemal sehr nachtheilig ist. Manche glaubt durch ihre Eitelkeit und durch ihren Staat Aufmerksamkeit zu erregen, und einen Mann zu erobern. Aber dieß ist gerade der falsche Weg, den solche Personen einschlagen können. Ein vernünftig denkender Mann, wird nie auf das Aeußerliche allein sehen, er wird sich am allerwenigsten durch schöne und kostbare Kleider blenden lassen. Er wird eher fragen, wie viel hat sich diese und jene Geld erspart; als wie viel hat sie Kleider? Jene Eitelkeit wird ihn eher von einer solchen Person zurück, als an sich ziehen, weil er befürchten muß, einst im Ehestande ihren Kleideraufwand unterhalten und fortsetzen zu müssen. Denkt ein Mann weniger gesetzt und vernünftig, so kann es wohl seyn, daß er sich durch eine solche Person und ihre Kleidung blenden läßt, daß er wohl gar von der schönen Kleidung auf ein schönes Stück Geld schließt; aber in der Folge muß er öfters seinen Irrthum bereuen,

reuen, — und wenn er seinem Weibe keine Schranken setzt, so ist er mit ihr verloren. Auf dem Weg der Eitelkeit und Ueppigkeit haben schon viele den Bettelstab gefunden, und nicht selten sind die so genannten galanten Mägde die schmuzigsten Bettlerinnen geworden. Ueberhaupt hat die Eitelkeit oft die nachtheiligsten Folgen, auch für die Unschuld und Tugend so manches Mädchens. Stolz kommt nicht selten vor dem Falle. Eitelkeit macht leichtsinnig, verliebt, zerstreut, — buhlerisch, und bey einer solchen Denkungsart ist man seinem Fall oft näher, als man es selber glaubt. Dienstbothen mögen sich immer nach einem gewißen Geschmack ihrer Zeit tragen, sie mögen ihre Kleidung, wie dieß auch sehr natürlich und vernünftig ist, nach dem Stande ihrer Herrschaft einrichten, nur sollten sie jene übermäßige Kleidungssucht und Staatsliebe vermeiden, welche für sie selber so schädlich und so thöricht ist: sie sollten den vernünftigen Vorstellungen ihrer Herrschaft Gehör geben, und es diesen danken, wenn sie von ihnen nicht jede Thorheit dulden wollen, wenn sie darauf bedacht sind, ihnen etwas ersparen zu wollen. Freylich, wenn Herrschaften selber in diesem Falle unvernünftig denken, wenn sie nicht nur ihrem Gesinde in Rücksicht der Kleidung alle Freyheiten und Einfälle gestatten, sondern wenn sie dasselbe auch selber zur Eitelkeit verführen, wenn sie es von demselben haben wollen, sich so und so schön und prächtig zu kleiden, wenn sie demselben

selben wohl gar auf manches unnöthige Kleidungsstück Geld vorschießen, — wenn ihnen diejenige Dienstbothen die liebsten sind, die oft die eitelsten lächerlichsten Närrinnen vorstellen können, — denn ist es traurig. Aber in diesem Falle, müßt ihr, liebe Dienstbothen vernünftiger denken, als eure Frauen! — ihr müßt euren wahren Vortheil besser beherzigen, ihr müßt es euch oft sagen, daß es solche Herrschaften im Grunde nicht gut mit euch meynen, daß sie nur durch euch Aufsehen machen wollen, — ohne auf euer Bestes in der Zukunft besorgt zu seyn. Christine sey euch auch hierinn ein Beyspiel der Nachahmung!

Treue und Ehrlichkeit, — diese Tugenden sind nicht nur an jedem Menschen, sondern auch an Dienstbothen die schönsten und nothwendigsten. Ein untreuer Dienstbothe ist der gefährlichste Feind einer Familie, und alle seine sonstige Vorzüge des Fleißes und der Geschicklichkeit, gelten keinen Augenblick mehr, sobald er sich hat auf einer Untreue antreffen lassen. Und so bedeckt im Gegentheil die erprobte Treue eines Menschen manchen Fehler, den er an sich hat, und verschafft demselben Nachsicht. Aber eben diese Ehrlichkeit und Treue ist es, von welcher man sich oft die unrichtigste Vorstellungen macht, und die man nicht selten zu weit einschränkt. Bey vielen ist Ehrlichkeit oft nur eine Tugend der Vorsichtigkeit: sie

würden

würden sich kein Gewissen daraus machen, andere zu bestehlen und zu verwörtheilen, wenn sie nicht fürchteten entdeckt zu werden, und sich selber zu schaden. Bey manchen schränkt sich ihre Ehrlichkeit nur aufs Kleine, bey manchen nur aufs Große ein. Vor manchen diebischen Händen ist man nur so lange sicher, bis man einmal aus Unvorsichtigkeit ihnen zu viel traut, und ihnen gleichsam, ohne es zu wollen, Gelegenheit giebt, sich ihres Vortheils auf eine beträchtliche Weise versehen zu können. Solche scheinen in Kleinigkeiten ehrlich zu seyn, um andere desto sicherer zu machen, und sie bey einer schicklichen Veranlassung destomehr betrügen zu können. Andere sind wirklich im Großen treu, aber destoweniger im Kleinern. Vielleicht ist es bey diesen gleichfalls nur ein Kunstgriff, ihre Absichten desto besser zu erreichen. Vielleicht aber auch nur ein mangelhafter Begriff von Ehrlichkeit, an dem auf einer Seite der Leichtsinn und böse Beyspiele, auf der andern, so manches Vorurtheil und gangbare Sprüchwort zuverläßig Schuld ist. In Rücksicht des letztern machte ich einmal eine Entdeckung, die vielleicht im Allgemeinen nicht ganz richtig ist, die mir aber doch über eine gewisse gemachte Bemerkung viel Licht und Aufschluß zu geben schien. Meine eigene, und die Erfahrung anderer Herrschaften hatten mich belehrt, daß die Dienstbothen, — aus einer gewissen Stadt, vor allen andern sich durch Untreue verdächtig gemacht hatten. Sie waren größten-

theils

theils unredlich. Ich dachte über diese Sache nach, und natürlich fiel mir zuerst der Mangel des guten Unterrichts ein, den solche Personen, so wie überhaupt im Christenthum, also auch im siebenten Geboth möchten erhalten haben. Endlich aber wurde ich zufälliger Weise mit einem Sprüchwort bekannt, welches unter dem Gesinde aus dieser Stadt sehr bekannt war: nämlich mit dem Sprüchwort: — „Daß man Kleinigkeiten nicht kaufen, sondern stehlen müßte." Nun war ich bey mir selber in Ansehung der Bürgerstöchter jener Stadt wenigstens etwas im Reinen, und die guten Prediger, deren Lehren und Ermahnungen ohnehin oft dem elendesten Vorurtheil und schädlichen Sprüchwort weichen müssen, hatten nun keine Schuld auf sich. Aus diesem einmal angenommenen und allgemein bekannten Sprüchwort läßt es sich auch, wo nicht mit Gewißheit, doch mit einiger Wahrscheinlichkeit erklären, wie die Bewohnerinnen jener Stadt meistens, wenigstens im Kleinen unredlich waren. Aber möchten es doch solche Personen bedenken, daß man unmöglich ehrlich seyn kann, ohne es auch in Kleinigkeiten zu seyn, und daß oft kleine Betrügereyen und Diebereyen zu größern verleiten und Gelegenheit geben. Aber dieß überlegen die Wenigsten: überhaupt ist um die Ehrlichkeit vieler Menschen, insonderheit der Dienstbothen, eine ganz eigene Sache. Sie sind nach ihrer Meynung die redlichsten, wenn sie nur nichts auf eine eigentlich diebische Weise

ent-

entwenden. Der Herrschaft aber ein von ihr empfangenes Geld ablängnen, entweder was den wirklichen Empfang oder die Summe desselben anbelangt, auf eingekaufte Waaren zu schlagen, — den Preis gewisser Lebensmittel höher anzugeben, etwas Gefundenes zurück zu behalten, etwas für sich auf die Seite zu schaffen, und dergleichen mehr, scheint manchem keine Sünde zu seyn, — so sehr sie es auch ist. Christine hatte bessere Begriffe von Ehrlichkeit, und ihr feines zartes Gewissen ließ sie dieselbe nie verletzen. Sie blieb immer bey dem Grundsatz, nur auf den Vortheil ihrer Herrschaft zu sehen, und alles zu vermeiden und zu verhindern, was derselben schädlich seyn konnte. Es war ihr der Schlüßel zu der Speisekammer und dem Keller anvertraut, aber sie hatte sichs nie erlaubt, nur das mindeste zu nehmen, — nur einen Ueberbleibsel anzurühren, — oder einen Tropfen Wein oder Bier zu kosten. Ihr Nebengesinde hatte ihr öfters gesagt, daß ihnen die vorige Magd vieles hätte zu gut kommen lassen, daß sie ihnen oft ein Glas Wein im Keller gegeben, und manchen guten Bissen hätte kosten lassen, — daß sie ihren armen Freunden, Geschwistern und Eltern manches von dem Uebriggebliebenen mitgetheilt hätte, und sie rühmten dieß als einen Beweis von einem recht guten Herzen, — aber Christine ließ sich nie zu solchen Gefälligkeiten und Gutthaten überreden, die auf einer Seite wohl für andere Wohlthaten seyn möchten, aber durch wel-

che sie auf der andern ihrer Herrschaft, ohne deren Wissen und Willen, das Ihrige nähme. Ich kann, sagte sie, wohl von dem Meinigen Wohlthaten austheilen, aber was meiner Herrschaft eigen ist, darüber habe ich nicht zu dispensiren. Was ihr einmal anvertraut war, darauf sahe sie mit der größten Genauigkeit, daß ja nichts vernachläßiget, verdorben, entwendet und Schaden leiden möchte. Sie gab den ihr anvertrauten Schlüßel nie von der Hand, sie schloß jede Thüre, wenn sie ausgieng, sorgfältig zu, damit nichts abhanden kommen möchte, räumte wenigstens alles beiseit, was weggenommen werden könnte. Sie probierte öfters die Schlösser und Thüren an den Zimmern ihrer Herrschaft, ob sie genug verwahrt wären, — und sie war gewiß nie Schuld, wenn ein Schaden geschahe. Sie sahe nicht nur im Einkauf gewisser Dinge auf den Nutzen ihrer Herrschaft, daß dieselben so gut und wohlfeil seyn möchten, als möglich ist, sondern auch in der Erhaltung und bey dem Gebrauch derselben. — Sie sparte, worauf so wenige Dienstbothen sehen, jeden überflüßigen Klotz Holz, — jedes Stück Butter, — und so überhaupt alles, — was erspart werden konnte. Was sie da und dort fand, — das legte sie mit Gewissenhaftigkeit auf den Tisch, es mochte eine Stecknadel oder eine größere Geldmünze seyn. Ihrer Herrschaft stattete sie den genauesten Bericht von ihren Rechnungen ab, und bath sie, diese aufmerksam an-

zuhören und durchzusehen. Jeden übrig gebliebenen Pfenning oder Häller gab sie zurück, kurz, sie übte eine Ehrlichkeit aus, — die vielleicht bey wenigen Dienstbothen gefunden wird, die aber unser Christenthum einmal von uns fordert, — nach der Ermahnung Pauli, „Ein jeder sehe nicht auf das was sein, sondern des andern ist.“

So ehrlich es Christine mit ihrer Herrschaft in diesem Punkt meynte, so ehrlich meynte sie es auch in andern und solchen Stücken, die auf unser Glück und unsere Ruhe eben so viel Einfluß haben. Nichts zerstört diese mehr, als der Umgang und die Verbindung mit Menschen, in welche wir einmal wegen ihrer Falschheit, Bosheit, Lügenhaftigkeit, ein Mistrauen gesetzt haben, und von welchen wir aus der Erfahrung wissen: daß sie uns dadurch schon viel Schaden zugefügt haben. Solche Menschen machen einem das Leben im höchsten Grade sauer, und verbittern oft die vergnügtesten Ehen. Es sind daher jene Klagen, welche oft Herrschaften über ihre Dienstbothen führen, die gerechtesten, jene Wünsche: wenn sie doch gar kein Gesinde mehr nöthig hätten;“ die natürlichsten. Manchen Familien gienge wirklich an ihrem Glück und an ihrer Zufriedenheit nichts ab, sie könnten das vergnügteste Leben führen, wenn sie nicht unter dem Kreuz der Dienstbothen seufzen müß-

ten

ten, die ihnen oft täglichen Verdruß verursachen, von denen sie sich verspottet, gekränkt, hintergangen, verrathen, verläumdet und belogen sehen. Wenn es nicht die Erfahrung lehrte, so möchte es manchem oft unbegreiflich scheinen, wie es solche grundböse Menschen geben könne, als es unter dem Gesinde bisweilen giebt, die wider besser Wissen und Gewissen lügen, die ihrer Herrschaft ins Gesicht die handgreiflichsten Unwahrheiten sagen, die sie allenthalben aufs gottloseste verläumden und verlästern, die von ihnen Nachrichten ausstreuen und erzählen, an welchen nicht das mindeste wahr ist, die ihnen recht mit Vorsatz alles gebrannte Herzeleid anzuthun suchen. Man weis nicht, was man oft von der Menschheit denken soll, wenn man solche Dienstbothen kennen lernt, die ohne alles Gewissen über ihre Herrschaften die boshaftesten Lügen ausstreuen, die z. E. klagen, daß sie sich im Winter nicht im warmen Zimmer aufhalten dürften, wenn sie auch alle mögliche Erlaubniß dazu haben, — die sich absichtlich lange in der Kälte aufhalten, und denn bey andern Leuten sich erwärmen, um nur Mitleiden gegen sich zu erregen, und ihre Herrschaft verhaßt zu machen. Die da sagen, daß man ihnen das Brod verschließe, wenn der Brodkorb auch den ganzen Tag vor ihnen liegt, die sich beschweren, daß sie z. E. solche Dinge, die ihnen beym Einkaufen gewisser Waaren gleichsam als Zugabe geschenkt worden, an ihre

Herrschaften abgeben müßten, wenn diese nichts von dem allen gesehen hat, — die behaupten, dieß oder jenes gesehen zu haben, woran kein Mensch gedacht hat. So viel hundert häusliche Uneinigkeiten, — woher rühren sie oft als vom Gesinde? wer ist an so manchen Verdrüßlichkeiten und Misverständnissen in Familien und Bekanntschaften Schuld als geschwätzige und übelredende Dienstbothen? durch sie kommen oft die besten Herrschaften, die gutgesinntesten Frauen, die edelsten Menschen in den schlimmsten Ruf. Ueber sie hat schon so manche Familie Thränen vergossen. Glücklich ist der, der solche Klagen nie zu führen Ursache hatte. Dem solche Dienstbothen zu Theil wurden, wie Christine war. Von ihr hörte man nie ein schlimmes Wort über ihre Herrschaft reden. Wenn man sie fragte, ob sie sich mit derselben verstünde? so antwortete sie: Warum nicht; ob sie vergnügt wäre? O ja! ob sie noch gern an ihrem Dienst wäre? Recht gern! — Sie nahm ihre Herrschaft gegen jede üble Nachrede, — gegen jede Verläumdung in Schutz. — Sie widersprach oft mit einer gewissen Heftigkeit denen, welche jene bey ihr verhaßt und verächtlich machen wollten. Selbst alsdenn, wenn sie glaubte, über dieses und jenes unzufrieden seyn zu müssen, schwieg sie, — und rühmte immer nur das Gute an ihrer Herrschaft. — Sie war im höchsten Grade verschwiegen. Natürlich gab es Leute genug, die bald dieses bald jenes von ihr

wissen

wissen wollten, aber man konnte in solchen Punkten nie nichts von ihr erfahren. Es wurde manches in ihrer Gegenwart gesprochen, aber sie behielt es bey sich, und wollte sich durch Geschwätzigkeit des Zutrauens nicht unwürdig machen, das man ihr einmal geschenkt hatte. An Thüren zu horchen, das war ihr die schimpflichste Niederträchtigkeit und die strafwürdigste Verrätherey, — die sie selbst an keinem Nebendienstbothen duldete. So wenig sie von dem, was in dem Hause ihrer Herrschaft vorgieng, das mindeste aussagte, so wenig machte sie bey derselben die Schwätzerinn und Verrätherinn anderer Leute. Insonderheit hütete sie sich vor jener Niederträchtigkeit, die zu so viel Streitigkeiten und Feindschaften Anlaß giebt, — zwischen Familien und selbst zwischen Herr und Frau die Verrätherinn zu machen. Sie glaubte nichts sagen zu dürfen, was ihrer Herrschaft nicht vortheilhaft wäre, und was ihr auf einige Weise schädlich werden könnte. Daher verschwieg sie auch selbst solche Sachen, die an und vor sich gleichgültig zu seyn schienen, weil sie immer befürchtete, daß durch solche Erzählungen ihre Herrschaft, wenigstens im möglichen Falle, einen Schaden oder Verdruß leiden könnte. Und wirklich sind es oft kleine unbedeutende Sachen, deren Entdeckung bey andern uns manchen Verdruß verursachen kann. Christine hatte einmal gesagt, daß bisweilen ihre Herrschaft da und dort die Spezerey=Waaren einzukaufen pflegte, weil sie hier

wohlfeiler und besser wären: und ein Anverwandter des Hauses, der dieses hörte, fand sich dadurch sehr beleidiget, und feindete nicht nur ihre Herrschaft, sondern auch jenen an, der seine Waaren wohlfeiler gab. Christine hatte einmal erzählt, daß ihre Herrschaft öfters Visiten hätte, und sie gab dadurch andern zu manchem unbefugten Raisonement Gelegenheit. Sie hatte es einmal einer Verwandtinn erzählt, daß ihr Herr ein gewisses Haus kaufen wollte, es wurde bekannt, und ein anderer kaufte es ihm weg. Christine wurde durch dergleichen Erfahrungen klug und behutsam gemacht, und lernte auch so genannte Kleinigkeiten verschweigen. Ihre Herrschaft durfte sich auch auf ihre Verschwiegenheit verlassen, und sie wurde von derselben eines Vertrauens zum Lohne gewürdiget, das nur wenige Dienstbothen genießen.

Wir kommen jetzt in Christinens Lebensgeschichte auf einen Punkt, der auch von vielen Dienstbothen beherziget zu werden, verdiente. Es betrifft dieser den Umgang mit Mannspersonen. Um unsern Leserinnen kürzlich zu sagen, von welchem Umgange wir hier eigentlich sprechen, so möchten wir denselben gerne in einen **erlaubten** und **unerlaubten** eintheilen. Doch scheint auch diese Eintheilung die Sache, wovon wir reden wollen, nicht ganz ins gehörige Licht zu setzen, wenn sie nicht noch näher bestimmt wird. Denn was, und

und wie viele Dinge halten manche Menschen nicht für erlaubt? — So geht es auch bey manchen Dienstbothen in Rücksicht des Umganges mit dem andern Geschlecht. — Sie können sich in den wenigsten Fällen überzeugen, daß dieser Umgang unerlaubt seye. Die Leichtsinnigen machen sich, durch schädliche Grundsätze verführt, und aus gänzlichem Mangel an christlicher Denkungsart, selbst aus demjenigen Umgange nichts, der im eigentlichsten Verstande wider das sechste Geboth läuft. Ein zu erhaschender Vortheil an Geld oder Geschenken, thierische Geilheit und freche Schamlosigkeit verblenden ihre Augen so, daß sie sich oft, wie die feilsten Gassendirnen behandeln, betasten und zur Unzucht gebrauchen lassen. Ihnen sind die Zumuthungen des Vaters und des Sohns, des Bedienten und Knechts im, und jedes andern außer dem Hause willkommen, sobald sie ihre wollüstige Begierden befriedigen können, und bezahlt werden. Sie thun sich öfters darauf noch etwas zu gute, daß sie mit dem Herrn des Hauses in solchen Verbindungen stehen, — sie suchen ihn, wenn er eine Frau hat, gegen diese abgeneigt zu machen; und wenn er ein Wittwer ist, so wissen sie sich um so mehr ihres Vortheils zu bedienen. Sie sind öfters die schamlosesten Verführerinnen junger Leute im Hause. — Sie machen sich aus keiner Art der Unzucht ein Gewissen; nur das suchen sie sorgfältig zu verhüten, daß sie nicht schwanger werden, aus dem bey so vielen Mäd-

chen angenommenen Wahn, daß nur die eine Hure wäre, welche ein Kind gebohren hätte. Unerachtet dieses Vorurtheil eines der thörichtsten und schädlichsten ist, das man auszurotten suchen sollte; so finden sich doch hier mancherley Hindernisse. Es ist schwer, sehr schwer von diesem Punkte mit jungen Leuten beym Religionsunterrichte zu reden. Man kann allenfalls nur im Allgemeinen und im Vorübergehen, auf ein solches Vorurtheil anwinken. Dieß ist alles was man in solchen Fällen zu thun im Stande ist. Selbst Beichtväter finden oft bey solchen Personen, die sich ihrer Seelsorge anvertrauen, Schwierigkeiten, von solchen Dingen deutlich zu reden, wenn sich dazu nicht besondere Veranlassungen finden. Daher wünschte ich es jetzt, in dieser kleinen Schrift so laut als möglich zu sagen: **Es ist das thörichtste, schädlichste Vorurtheil, daß nur die eine Hure ist, die im ledigen Stande, ein Kind zur Welt gebohren hat.** Nie werde ich solche Personen, die im ledigen Stande Mütter worden sind, in einen solchen Schutz nehmen, daß durch eine zu gelinde Beurtheilung ihres Fehlers, der Leichtsinnige gleichfalls Gründe zu seiner Entschuldigung hernehmen möchte, wie es gar oft geschieht. Am allerwenigsten werde ich denen das Wort sprechen, die außer dem Ehestande mehr als einmal schwanger geworden sind. — Aber das ist eben so gewiß und wahr: daß manches schwangere Mädchen, die in einer Stunde des Nichtwachens verführt wor-

den ist, oft weit weniger den Namen einer Hure verdient, als viele andere die nie gebohren haben. Eine Hure ist die, sie mag Mutter geworden seyn oder nicht, — die mit einem andern, — oder mehrern, einen unzüchtigen Umgang hat, und fortsetzt. Das Sträfliche bey einem solchen Umgang ist die That selbst, nicht die Wirkung. Und wenn je in irgend einem Falle die That entschuldiget werden könnte, so würden diejenige Mädchen, die gebohren haben, noch eher zu rechtfertigen seyn, als diejenige, die — die Schamhaftigkeit gebeuth mir zu schweigen. Daß unter einer gewissen Anzahl bekannter, unzüchtiger Personen weniger Mütter werden, woher kommt dieß meistens als daher, weil diese entweder die Künste einer Hure verstehen, oder weil sie sich durch übermäßige Wollust zum Gebähren untüchtig gemacht haben, oder weil sie die Leibesfrucht abzutreiben wissen. Sind sie deswegen weniger Huren, weil sie nicht gebähren? Meinem Glauben nach giebt es mehr Huren, die man nicht mit diesem Namen belegt, aus dem Grunde, weil sie nicht Mütter worden sind, als solche, die unter diesem Namen bekannt sind. Doch wir kehren zurück. Von einem solchen Umgang mit Mannspersonen, dessen wir eben Erwähnung gethan haben, ist es gar keine Frage, ob derselbe erlaubt seye: und keine gute Herrschaft wird dergleichen Dienstbothen bey sich dulden. Desto erlaubter scheint beym Gesinde

eine andere Art des Umgangs mit Mannspersonen zu seyn, der in verliebten Bekanntschaften besteht, die man mit einander entweder nur auf einige Zeit, oder auch in Hoffnung einer künftigen ehelichen Verbindung macht. Diesen wissen Dienstbothen bey sich selber und gegen andere auf alle Art und Weise zu entschuldigen. Sie schätzen sich sogar glücklich, solche Bekanntschaften zu machen, und gemacht zu haben, die ihre künftige Versorgung befördern könne, und darum angeln sie nach Männern, wo sie nur können. Sie sehen es nach ihren eigenen Versicherungen nicht ein, wie dergleichen Bekanntschaften und Vertraulichkeiten sündlich und unerlaubt seyn sollten; Liebe und Zärtlichkeit (mit welcher freylich oft etwas anders verwechselt wird,) scheinen ihnen die natürlichsten Triebe zu seyn, die jedes Menschenherz fühlt und empfindet, und manche möchte sich vielleicht gegen ihre Herrschaft, und die Einwürfe derselben, damit entschuldigen und rechtfertigen, womit sich Jene bey einem Verweis wegen ihrem verbuhlten Hin- und Herlaufen rechtfertigen wollte, da sie sagte: daß ja selbst die Hunde einander nachliefen. Bey vielen gehört es zum Punkt der Ehre, eine verliebte Bekanntschaft zu haben, sie thun sich, wenn auch ihr Herz öfters keinen Antheil daran nimmt, etwas darauf zu gut, und manche glauben ihre Vorzüge der Schönheit und Liebenswürdigkeit nach der Anzahl ihrer Liebhaber berechnen zu müssen. — Bey manchen kommt auch

das Interesse mit in Anschlag. Sie sehen ihren Umgang mit Mannspersonen gleichsam als ein Spiel an, — um dabey zu gewinnen, und sich für ein freundliches Gesicht, für ein schmeichelndes Wort bezahlen zu lassen. — Bey vielen andern sind es noch unedlere Triebe, auf welche sich ihre Bekanntschaften mit Mannspersonen gründen, die manche selber dadurch zu erkennen geben, wenn sie sagen: daß sie ohne dieselben unmöglich leben könnten, und daß sie lieber ohne Lohn in einem Hause arbeiten wollten, wenn sich nur daselbst Mannspersonen aufhielten. So wenig sich Dienstbothen gewöhnlich wegen einem solchen Umgang Bedenklichkeiten machen, so kommt es doch immer noch auf die Frage an, ob derselbe erlaubt seye? dieß wäre er aber nur in dem Falle, wenn sie und ihre Herrschaften von demselben keinen Schaden, sondern einen Nutzen hätten. Ich weis es gar wohl, liebe Dienstbothen! daß man auch mit einem unverdorbenen Herzen lieben kann, ich weis daß bey eurem Umgange mit dem andern Geschlechte nicht immer unedle Absichten zum Grunde liegen, aber nichts destoweniger ist es auch wahr, daß ein solcher Umgang oft, wenigstens in der Folge zu allerley Unordnungen Gelegenheit giebt, ihr möcht es glauben oder nicht. Die Verführung ist groß und unser Herz bisweilen sehr schwach. Ein längerer Umgang macht uns freyer, und was anfangs oft schuldlose Liebe war, das wird zuletzt nicht selten wollüstiges Feuer, — das

unsere Ruhe und Unschuld verzehrt. Wir dürfen nur einmal Gott und uns selber vergessen, wir dürfen nur unser Gewissen durch Schmeicheleyen und Versprechungen betäuben lassen, so sind wir verloren. Manches Mädchen schon kam auf diese Weise durch treulose Liebhaber um Unschuld und Ruhe, und in namenlosen Jammer hinein. Ueberdieß ist die Hoffnung, womit ihr einen solchen nähern Umgang mit Mannspersonen entschuldigen wollt, sehr ungewiß. Ich meyne die Hoffnung, mit diesen einst in eheliche Verbindung zu treten. — Wenn es auch bisweilen einem Mädchen gelingt, ihren ehemaligen Liebhaber zu heirathen, so sehen sich oft wieder hundert andere in ihren Erwartungen getäuscht. Das Männerherz ist so veränderlich als das weibliche. Entfernung von dem Orte wo man bisher mit einander lebte, verlöschen nach und nach das Andenken an einander, und wenn man auch bisweilen sein gegebenes Wort halten wollte, so machen es doch gewiße Umstände unmöglich. Solche insonderheit frühe Bekanntschaften sind also meistens nicht nur ohne vortheilhafte Wirkung, sondern sie sind auch bisweilen schädlich. Sie sind oft die Hindernißе einer möglichen Versorgung. Manchem Dienstbothen und manchem Mädchen würde von einem andern ein ehelicher Antrag gemacht worden seyn: weil es aber hieß, daß sie schon mit diesem und jenem bekannt wäre, und in einer gewissen Verbindung

stün-

stände, — so zog er sich zurück. — Nichts davon zu sagen, daß mehrere solcher Bekanntschaften und Liebschaften wenn sie bekannt werden, für den guten Ruf nicht die vortheilhaftesten sind. — Gesetzt aber auch, daß Dienstbothen keinen Schaden, für ihre Ehre, Unschuld, Reinheit und Ruhe von ihrem Umgang mit Mannspersonen zu befürchten, sondern künftige Vortheile zu hoffen hätten, so bleibt immer noch die Frage übrig, ob dieser Umgang auch in Rücksicht ihrer Herrschaft erlaubt, und für diese nicht schädlich wäre? — Zwar sagt man bisweilen, daß verliebte Dienstbothen die besten und fleißigsten wären: und einigermaßen läßt sich auch diese Behauptung erklären, in so ferne die Liebe wenigstens den Trägern munterer und fröhlicher machen kann; aber es ist auch eben so gewiß, daß bey manchem Gesinde der vertraute und verliebte Umgang mit Mannspersonen zu allerley Unordnungen Gelegenheit giebt. Dergleichen Dienstbothen sind meistens sehr zerstreut, und eine sehr natürliche Folge dieser Zerstreuung ist eine gewisse Nachläßigkeit in Geschäfts-Sachen, und eine sehr unangenehme Vergeßlichkeit, die mancherley Verdruß verursacht. Solche verliebte Dienstbothen bleiben nicht gerne zu Hause, und wenn sie einmal ausgegangen sind, so mag die Herrschaft oft lange warten, bis sie wieder kommen. Man sucht sich heimlicher Weise aus dem Hause zu stehlen. — Man läßt nächtlicher Weile

Thüren

Thüren und Thore offen. Man hält oder macht in Abwesenheit der Herrschaft Visiten. Man kommt in gewissen Häusern zusammen. Man hinterschleicht die Kirche. Man belügt die Herrschaft. Man macht derselben Verdruß, weil sie einen solchen Umgang nicht haben will, und giebt ihr zu den gerechtesten Klagen Gelegenheit. Beschränkt sich dieser Umgang auf solche Personen, welche zu den Hausgenossen gehören, so ist es eben so arg und oft noch ärger. Gelegenheit heißt es auch hier, macht Diebe. Das wachsamste Auge der Herrschaft kann solchen Unfug nicht verhindern, und sie muß, wenn sie solche Dienstbothen nicht aus dem Hause treiben will, stets in einer ängstlichen Verlegenheit seyn. Dienstbothen sollten sich also um ihrer selbst und ihrer Herrschaft willen einen solchen Umgang nie erlauben. Auch in diesem Punkt verdiente Christine Nachahmung. Sie vermied es sorgfältig sich mit Personen des männlichen Geschlechts insonderheit mit Hausgenossen, nur in die mindeste Vertraulichkeit einzulassen. Sie war zwar freundlich gegen sie, aber sie suchte sich immer von ihnen in einer gewissen Entfernung zu halten. Sie lehnte jede verliebte und verbuhlte Schmeicheley mit einer gewissen Gleichgültigkeit, bisweilen mit einem Spott von sich ab, der andere oft beschämte. Anziehende Reden, Unflätigkeiten und leichtsinnige Scherze beantwortete sie mit einem Ernst, der dem Leichtsinnigen selber eine Schamröthe abnöthigte.

Sie erlaubte sichs nie, einer Mannsperson vertraut die Hand zu geben, und sich von derselben küßen zu lassen. Wenn ein unverschämter Mensch sich gegen sie Freyheiten erlauben wollte, so beschimpfte sie ihn öffentlich, und wenn dieß im Hause ihrer Herrschaft geschahe, — so drohte sie, derselben davon Anzeige zu thun. Sie wollte ein reines Gewissen bewahren vor Gott und den Menschen, und auch sogar den bösen Schein meiden, welches sich insonderheit diejenige merken sollten, die sich zwar im Umgange mit Mannspersonen keine schlechte That erlauben, die aber doch aus Leichtsinn und Unvorsichtigkeit bisweilen über gewisse Scherze und Reden lachen, darüber ein Wohlgefallen bezeigen, die sie erwiedern, und zu denselben oft Gelegenheit geben. Wenn auch das Herz solcher Mädchen an dergleichen Dingen keinen großen Antheil hat, so geben sie dadurch andern doch oft zu falschen Schlüßen Gelegenheit, und man muß sichs in solchen Fällen gefallen lassen, — wenn andere nicht aufs Beste von uns denken. Es bleibt auch hier, wenigstens in sehr vielen Fällen wahr, wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Christine hatte schon seit geraumer Zeit her, bemerkt, wie der Herr und Sohn des Hauses, besonders freundlich gegen sie gewesen wäre; doch so, daß beyde in ihrer Gegenwart, sich ihres Herzens Gedanken, verbergen zu wollen schienen. Sie ahndete etwas, und anstatt dieses heimliche Feuer zu

nähren, wie es viele Dienstbothen durch eine verliebte Zudringlichkeit thun, so begegnete sie diesen beyden auf eine solche ausweichende Art, daß jene beynahe ihre Absichten wieder aufgeben mußten. Allein der Hausvater wollte doch einen Versuch machen. Er wartete die Zeit ab, wo seine Frau ausgieng, und rief Christinen in sein Zimmer. Was befehlen sie? sagte diese: indem sie nahe an der Thüre stehen blieb. Ich wollte ihr nur, antwortete dieser, auch einmal ein kleines Geschenk machen. Hier ist es! aber meine Frau darf kein Wort davon erfahren. Komm sie näher! es ist ein schönes Halstuch. — Christine sagte, daß sie dieses nimmermehr annehmen würde. — Der Herr gieng auf sie zu, — Christine merkte was er wollte, sie rief ihm mit einem ernsthaften Ton zu, schämen Sie sich! — und in diesem Augenblicke war sie zur Thüre hinaus. Der Sohn des Hauses suchte gleichfalls zu einer andern Zeit bey ihr Eroberungen zu machen; aber sie wies ihn eben so beschämt als seinen Vater zurück. Man strebte mehr als einmal nach ihrer Tugend, allein sie dachte christlich, und waffnete sich stets gegen jede Verführung durch jene Stelle des frommen Gellerts:

Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie (die Unschuld) dich im ganzen Leben,
Und keine Reu bringt sie zurück.

Die Tugend weilt nicht gerne an solchen Orten, wo ihr bald auf feinere bald auf gröbere Art und Weise Nachstellungen gemacht werden. Sie ist zwar jeder Zeit zum Kampfe bereit, aber sie sucht auch solchen Kämpfen, wo es möglich ist auszuweichen. Christine wünschte daher, ein Haus zu verlassen, wo ihr über kurz oder über lang doch wieder neue Nachstellungen bereitet werden möchten. Nur wußte sie, wegen ihrer gewünschten Entlassung, bey ihrer Frau keine solche Gründe anzugeben, welche diese befriedigen möchten. Die Entdeckung dessen, was vorgegangen war, — des angebothenen Geschenks, — der wollüstigen Zärtlichkeit ihres Herrn, — der Zumuthungen ihres Sohns, schien ihr nicht rathsam zu seyn, theils, weil sie ihre Frau nicht betrüben wollte, theils, weil sie dadurch Verdrüßlichkeiten besorgte, die vielleicht auf sie allein zurückfallen müßten, indem sie bey jener Begebenheit keinen Zeugen hatte, der für sie und wider ihren Herrn hätte reden können. Und doch wußte sie sonst keine hinlängliche Gründe anzugeben, warum sie wünschte ihrer Dienste entlassen zu seyn, — denn sie hatte es sonst gut, und ihre Frau war übrigens die beste von der Welt. Christine war nicht in geringer Verlegenheit. — Allein Zeit und Umstände halfen ihr glücklich aus derselben heraus. Ihre Gegenwart mußte zuletzt denen beynahe unausstehlich seyn, die ihre Absichten mit ihr verfehlt hatten, und die sich durch sie beschämt fühl-

ten. Die unerlaubte Liebe gegen Christinen, verwandelte sich in einen bittern Haß gegen sie, welchen diejenigen allemal erwarten müssen, die an irgend einer bösen Handlung, wozu man sie verführen wollte, keinen Antheil nahmen, und die andere durch eine edlere Denkungsart tief beschämt hatten. Christine mußte sich vieles, sehr vieles gefallen lassen. Der Hausherr vergieng sich gegen sie aus Rache, durch die niedersten, beleidigendsten Schimpfwörter, und suchte alle Gelegenheit auf, wo er sie seinen Unmuth entgelten lassen konnte. Christine schwieg, und duldete. Endlich machte man ihr es zu bunt. Da redete sie auch ein Wort zu seiner Zeit, und die Beschuldigungen, welche ihr Herr in Ansehung des Umgangs mit seinem Sohne auf sie geworfen hatte, um sie bey seiner Frau verdächtig zu machen, gaben ihr Gelegenheit, einmal freyer zu reden, als sie es bisher gethan hatte, und es ihrer Frau zu verstehen zu geben, was ihr Herr von ihr verlangt hätte. Diese fand auch manches sehr wahrscheinlich, was Christine gesagt hatte, weil sie schon öfters auf dergleichen Spuren gekommen war, bath sie aber in der Stille, zu schweigen, und entließ sie auf ihr eigenes Verlangen um so lieber ihrer Dienste, weil sie durch ihre Entfernung ihrem Mann die Gelegenheit zu weitern bösen Gedanken zu benehmen hoffte. Christine gieng, dachte aber edel genug, — jenes Geheimniß nicht weiter auszubreiten, und wenn man sie fragte, warum sie diesen Dienst

ver-

verlassen? so antwortete sie: daß sie eine Kindermagd werden wollte.

Zehntes Kapitel.

Christine wird Kindermagd. Von der Wichtigkeit und den Beschwerlichkeiten dieses Berufs. Ein Wort an Kindermägde und Kinderwärterinnen. Christine liebt die ihr anvertraute Kinder, und hat recht gute Grundsätze der Erziehung. Es läßt sich von ihren guten Verstand und Willen viel erwarten. Sie ist für ihre Kinder sehr besorgt, was deren Gesundheit, Unverletzbarkeit, Reinlichkeit, Bewegung und Vergnügen anbelangt. Sie weis insonderheit mit kranken und schwachen Kindern gut umzugehen. Sie vermeidet und verhindert alles, wodurch ihr Herz verdorben werden könnte. Sie sucht sie zur Frömmigkeit zu erziehen. Sie unterhält sie nicht mit dummen abenteuerlichen sondern mit nützlichen Erzählungen. Sie sieht auf eine gute Aussprache derselben. Sie gewöhnt sie zur Schamhaftigkeit und Höflichkeit. Sie dul-

duldet nichts Böses an ihnen. Sie ist freundlich, liebreich, geduldig, aber auch ernsthaft gegen sie. Beschluß.

Man muß den Beruf einer Kindermagd oder Kinderwärterinn gar nicht kennen, wenn man denselben für leichter, bequemer und weniger bedeutend ansieht, als andere Geschäfte und Verrichtungen des Gesindes. Freylich genießen jene, nämlich die Kindermägde und Kinderwärterinnen manche Vortheile dadurch, daß sie z. E. härtere, anstrengende Arbeiten nicht verrichten dürfen, daß sie weniger der Witterung, insonderheit der beschwerlichen Kälte im Winter und der schädlichen Nässe in andern Jahrszeiten ausgesetzt sind, daß sie eher zu Hause bleiben können, wenn andere Dienstbothen oft beynahe den ganzen Tag in der beschwerlichsten Witterung sich müde laufen müssen. Aber sie haben auch wieder ganz eigene Beschwerlichkeiten die andere nicht haben. Dazu gehört vorzüglich diese: daß sie oft den Schlaf brechen müssen, und in diesem gestört werden. Und es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, wenn man sich kaum niedergelegt hat, wieder aufstehen zu müssen, insonderheit wenn dieses in einer Nacht öfters geschieht. Nichts ermattet mehr als ein unterbrochener Schlaf, — insonderheit, wenn man denselben durch einen längern Aufenthalte im Bette ersetzen kann. Verkältungen und andere Unannehmlichkeiten sind dabey unvermeidlich, nichts davon

zu

zu sagen, daß viel Geduld dazu gehört das Wimmern und Schreyen der Kinder anzuhören, und nicht selten ihrem Eigensinne seine nöthige Ruhe aufopfern zu müssen. Dienstbothen sollten sich daher wohl prüfen, ehe sie einen solchen Beruf antreten, und sich nicht durch falsche Vorstellungen von der Bequemlichkeit desselben täuschen lassen. Sie sollten insonderheit auch die Wichtigkeit desselben beherzigen. Es wird ihnen viel, sehr viel anvertraut: denn was kann Eltern wichtiger seyn, als ihre Kinder, welche oft ihre einzige Freude, ihr liebstes Kleinod, — ihr theuerstes Geschenk, — ihre süßeste Hoffnung sind? Diese werden ihnen zur Pflege, Aufsicht, Sorgfalt übergeben, — sie sollen Vater und Mutterstelle an ihnen vertreten, weil diese nicht allemal Zeit haben, sich ihrer selber anzunehmen. Durch jede Vernachläßigung ihrer Pflichten schaden sie also nicht nur den Kindern, sie machen auch der Herrschaft Verdruß und Kummer, sie ziehen sich bey Gott eine schwere Verantwortung zu. Auch zu ihnen ist gesagt: „was ihr gethan habt dem geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan;" wie wichtig ist also, — und zugleich wie selig ihr Beruf! Aber viele sind der Pflichten, die sie in demselben zu beobachten haben. Und o möchtet ihrs liebe Kindermägde und Wärterinnen der Mühe werth halten, dieselbe an dem guten Beyspiel Christinens zu beherzigen! — Freylich kommt es nicht auf die Erkenntniß seiner Pflicht allein an: man muß sie auch beobachten,

achten, aber dieses können wir nie recht thun, nie unserm Beruf eine vollkommene Genüge leisten, wenn wir unsere Pflichten nur halb, nur auf einer Seite, aber nicht nach ihrem ganzen Umfange kennen. Daher rühren jene Klagen über Kinderwärterinnen, mit denen man in gewissen Rücksichten wohl zufrieden wäre, an denen man aber mit Recht bald dieses, bald jenes tadelt. Ueberhaupt laßt es euch, meine liebe Dienstbothen! angelegen seyn, eine solche Denkungsart insonderheit gegen Kinder in euren Dienst mitzubringen, und in demselben zu unterhalten, welche euch die gewissenhafte Erfüllung eurer Pflichten möglich macht, und erleichtert. Ohne wahre Liebe zu Kindern werdet ihr eurem Beruf nie vorstehen können, wie ihr demselben vorstehen sollet. Lernet also zuerst Kinder lieb haben, und überzeuget euch, daß ihr ihnen diese Liebe schuldig seyd, nicht nur, weil sie mit zur großen Menschen-Familie und Christengemeinde gehören, weil sie also eure kleine Mitbrüder und Schwestern sind, sondern, weil ihr durch die Liebe zu ihnen, euren Herrschaften Liebe beweisen sollet. Ihr werdet euch diesen nie verbindlicher machen, als wenn ihr aus Liebe zu ihren Kindern alle Sorgfalt gegen sie anwendet, ihr werdet aber auch jenen durch nichts mehr Verdruß und Kummer machen können, als wenn ihr diese vernachläßiget. Freylich kann man es von euch nicht fordern, daß ihr gegen solche Geschöpfe das empfindet, was ein Vater und Mutterherz fühlet, aber

das kann man doch von euch verlangen, wenn ihr billig und christlich denkt, daß ihr für ihr Wohl sorget, Geduld und Nachsicht mit ihnen habet, und daß ihr alles vermeidet was ihnen schädlich seyn könnte. Mühe und mancherley Beschwerlichkeiten sind freylich bey eurem Beruf unvermeidlich, aber ihr müßt es bedenken, — daß euch dieselbe ja belohnet werden, und daß auch Gott nicht ungerecht seyn wird, zu vergessen eurer Arbeit und Liebe die ihr den Lieblingen seines Sohnes beweiset, von welchen dieser sagte, wer ein Kind aufnimmt, der nimmt mich auf. Lasset also eurer Liebe diese Kleinen empfohlen seyn, und nicht nur diejenige die sich bey euch selbst, durch ihre schöne Bildung, durch ihre natürliche Artigkeit und Freundlichkeit, — durch ihr stilles ruhiges Wesen empfehlen, sondern auch die, welche durch eine weniger einnehmende Gestalt, durch eine widerliche Bildung, durch eine fatale Wunderlichkeit, und durch eine beschwerliche Unruhe, euch eure Zuneigung erschweren. Solche Kinder wären zu bedauren, wenn ihr ihnen eure Liebe entziehen wolltet, theils, weil sie ja ganz unschuldig daran sind, daß die Mutter Natur ihnen gewisse äußerliche Vorzüge entzogen, theils weil ihre Verdrüßlichkeit und Wunderlichkeit oft nur eine Folge ihrer Kränklichkeit ist. Immerhin mag es euch schwerer fallen, solche Kinder zu lieben, — aber, ihr sollt es doch thun, ihr sollt wenigstens Geduld mit ihnen haben. Ich würde, liebe Dienstbothen! noch gerne

mit euch reden, und euch überhaupt von euren Pflichten belehren, welche ihr gegen das leibliche und geistliche Wohl eurer anvertrauten Kinder zu beobachten habt. Aber ich finde dieses überflüßig, da euch das Beyspiel Christinens, von welcher wir euch jetzt mehr erzählen wollen, die schönste Anleitung dazu geben wird. Freylich hatte Christine, da sie ihren neuen Beruf antrat, die Kenntnisse und Geschicklichkeiten alle noch nicht, die zu demselben nothwendig waren; indessen hatte sie doch im Hause ihrer Eltern, wo sie sich mit ihren kleinen Geschwistern beschäftigen mußte, manches gelernt, und von ihrem Vater sowohl, als ihrer Mutter vernünftige Grundsätze der Erziehung eingesammelt. Ueberdieß war sie auf einer Seite zu wenig eigensinnig und einbildisch, und auf der andern zu gutmüthig und zu lernbegierig, — als daß sie nicht jede Anweisung zu ihrer Belehrung hätte benutzen sollen. Die Liebe, welche sie ihren anvertrauten Kindern schuldig zu seyn glaubte, ließ sie in der Erziehung derselben, so weit diese von ihr abhieng, alle Sorgfalt beobachten. Sie hatte schon so oft gehört, wie manche Kinder durch die Schuld ihrer Wärterinnen vernachläßiget, durch ihre Unvorsichtigkeit, Einfalt und Nachläßigkeit entweder oft auf Zeitlebens verunglückt, oder zum trostlosen Jammer ihrer Eltern, eine schmähliche Beute des Todes geworden wären. Ein solcher Vorwurf ihres Gewissens, wenn derselbe auch nur halb oder wahrscheinlich auf ihrer Seele ruhete, schien ihr

zu

zu unerträglich zu seyn, als daß sie nicht mit der größten Gewissenhaftigkeit, oft mit einer beunruhigenden Aengstlichkeit allen nur möglichen Schaden zu verhindern gesucht hätte. Sie ließ daher ihre kleinern Kinder nie alleine, damit sich diese nicht durch verwägenes Steigen, Springen, Laufen und anhaltendes Schreyen Schaden thun möchten, Sie räumte ihnen alles aus dem Wege, wodurch sie sich leicht verletzen oder schädlich werden konnten, am allerwenigsten gab sie ihnen dergleichen Dinge zum spielen. Selbst solche Spielwerke, die mit gewissen, für die Gesundheit schädlichen Farben bemalt waren, suchte sie ihnen zu entziehen, sobald sie bemerkte, daß jene an denselben nagten, und sie in den Mund nahmen. Sie setzte keines ihrer Kinder an einen Ort hin, wo es leicht in Gefahr kommen konnte, herunterzufallen, sie gab auch nicht leicht eines aus ihren Händen, am allerwenigsten jedermann, und sogenannten großen Kindern, die zwar oft viel Liebe zu solchen Kleinen haben, aber nicht die gehörige Vorsicht und Geschicklichkeit, mit ihnen umzugehen, besitzen. Sie war für ihre Kinder zu besorgt, als daß sie dieselben einer brennenden Hitze, einer erstarrenden Kälte, oder dem Wind und der Nässe auf der Gasse, halbe Stunden lang ausgesetzt hätte, wie es Kindermägde nicht selten thun, um nur ihre Begierde mit andern zu plaudern, zu befriedigen. Dem Befehl ihrer Herrschaft gemäß, gab sie denselben nie etwas zu essen und zu trinken, was jene nicht

haben wollten, — und es schien ihr selber oft nur sträfliche Trägheit von Mägden zu seyn, wenn sie ihre Kleinen von allem kosten lassen, damit diese nicht schreyen und sie die Mühe des Stillens nicht haben. Sie weigerte sich auch selbst alsdenn, wenn andere Personen, Basen, Verwandte, Hausfreunde ihren Kindern theils solche Sachen, welche sie nicht essen sollten, theils im Uebermaaße mittheilen wollten. Christine verbath es sich, stellte den Willen ihrer Herrschaft vor, und wußte durch Winke es ihren Kindern schon zu verstehen zu geben, was sie thun und nicht thun sollten. Half dieses nichts, so zeigte sie es ihrer Herrschaft an, und diese konnte sich es nun erklären, warum bisweilen ein Kind nicht gut geschlafen hätte, warum es nicht wohlauf wäre, — aus keiner anderen Ursach, als weil er ihm etwas zu gut thun wollte, was ihm doch schädlich war. Ueberhaupt entdeckte sie ihrer Herrschaft alles, was die Gesundheitsumstände ihrer Kinder anbetraf, und verhinderte dadurch, daß jene ihre Maasregeln treffen konnten, viel hundert Schaden, welchen insonderheit diejenigen Dienstbothen anrichten, die oft wohl wissen, warum dem Kinde nicht wohl ist, die es aber, weil sie selber daran schuld sind, nicht anzeigen wollen. Besonders sahe sie auch darauf, daß sich ihre Kinder nach einer starken Bewegung und Erhitzung nie sogleich entkleideten, und sie erlaubte ihnen alsdenn nie, vor dem Verlauf einer halben Stunde, zu trinken, weil sie öfters gehört hatte, daß dadurch die größ-

ten

ten Uebel entstehen könnten. Jeden besondern Auftrag, den sie von ihrer Herrschaft bekam, befolgte sie, ohne weiser zu seyn wollen, und ohne sich auf das alte Herkommen zu berufen, mit der gewissenhaftesten Genauigkeit. Man hatte ihr gesagt, daß sie den Kindern niemals ihre Speisen vorkäuen, und diese erst durch ihren Mund gehen lassen sollte, ehe sie dieselbe jenen darreichte, und sie unterließ eine Gewohnheit, die freylich sehr allgemein ist, die für Kinder eine Erleichterung beym Essen zu seyn scheint, die aber auch oft ekelhaft und schädlich ist, (wenigstens schädlich werden kann, insonderheit wenn eine solche Person kränklich oder wohl gar. — — — Weil es Christinens Herrschaft durchaus nicht haben wollte, und zwar aus guten und vernünftigen Gründen, daß man ihren Kindern Süßigkeiten oder Kaffee, Wein, Bier rc. geben sollte, so folgte sie auch hierinn ihrem Willen, und machte es nicht wie andere Kinderwärterinnen, die, insonderheit in der Abwesenheit ihrer Herrschaft, den Kindern alles zu essen und zu trinken geben, was sie nur wollen, die sie durch Zucker und Näschereyen verwöhnen, die dadurch ihren Magen verderben, und sich gleichsam darauf etwas zu gute thun, das Kind alles essen und trinken zu lehren. Christinens vernünftige Frau, hatte schon öfters an ihrem Gesinde die Gewohnheit wahrgenommen, Kinder, um sie lustig zu machen und zum Lachen zu bewegen, mit dem Körper hin und her zu schütteln, sich mit ihnen im

Kreise

Kreise schnell herumzudrehen, oder sie in der Gegend des Bauches zu kützeln. — Dieß schien ihr in verschiedenen Rücksichten sehr schädlich zu seyn, insonderheit nach einer Mahlzeit, weil dadurch das Kind nothwendig mußte schwindlicht gemacht, und zum Erbrechen gereizt werden, und weil jenes Kützeln wenigstens in der Zukunft andere verderbliche Folgen haben möchte. Solche Bewegungen mit dem Kinde wurden also auch Christinen — ernsthaft verbothen, — und sie gehorchte. Sie war äußerst behutsam, wenn sie ein Kind auf ihren Armen hatte, am allermeisten, — wenn sie mit demselben eine Treppe an, — oder herunter stieg. Sie erlaubte sich es nie dasselbe an einem Arm zu ergreifen, und an demselben über eine kleine Anhöhe oder Tiefe hinüber zu schlenkern, — noch viel weniger wagte sie es auf der einen Seite ein Kind, auf der andern eine schwere Last zu tragen. Lieber machte sie einen Weg doppelt, und wenn ihren Händen etwas entfallen war, so setzte sie eher das Kind bey seite, als dasselbe durch das Niederbücken in Gefahr zu stürzen. Sie wollte wenigstens auf ihrer Seite jedes mögliche Unglück vermeiden.

Eine Haupttugend, welche Christinen bey ihrer Herrschaft so beliebt machte, war ihre Reinlichkeitsliebe, und die damit verbundene Ordentlichkeit. Diese

Tugend

Tugend übte sie an sich selber eben so wie an andern aus, man sahe sie immer nett, ordentlich und reinlich gekleidet, ihre Wäsche wechselte sie, wöchentlich wenigstens einmal, und suchte sie durch eine leicht anwendbare Vorsichtigkeit in gutem Stande zu erhalten. Nichts schien ihr schimpflicher zu seyn, als jene Nachläßigkeit mancher Dienstbothen, die durch ihren schmuzigen Anblick, — durch ihre Unreinlichkeit am Körper, und durch die widrige Ausdünstung ihrer Kleidung Ekel gegen sich erregen. Sie dachte alsdenn bey sich selber, wie es doch solchen Personen möglich wäre, sich selber zu ertragen, und sich vor andern nicht zu schämen, und es war ihr an manchen Herrschaften unbegreiflich, wie sie dergleichen Unordnungen dulden könnten. Von dieser ihrer Liebe zur Reinlichkeit, gab sie auch bey allem, was ihrer Sorgfalt anvertraut war, die lobenswürdigsten Proben. Man verweilte gern in ihrer Kinderstube, nicht nur wegen der guten Ordnung die in derselben herrschte, sondern auch wegen der gesündern reinern Luft, die man in solchen Zimmern nicht selten vermißt, und die häufig mit den unangenehmsten Dünsten angefüllt sind. Dieses glaubte Christine nicht besser verhüten zu können, als wenn sie öfters Fenster und Thüren eröffnete, und die Erfahrung hatte sie wegen dieser so wohlthätigen Gewohnheit nie eines Schadens überwiesen. Bey einer rauhern feuchten Witterung durchräucherte sie die Stube, und entfernte aus derselben alles, was unangeneh-

genehme Gerüche verbreiten konnte. Sie scheuerte auch dieselbe fleißig aus, alsdenn aber entfernte sie die Kinder aus dem Zimmer, um ihnen nicht durch die Nässe und den durch dieselbe, insonderheit bey geheizten Oefen verursachten Qualm, der für die Gesundheit so nachtheilig ist, schädlich zu werden. Eben so reinlich suchte sie auch ihre anvertraute Kinder zu halten. Es vergieng nie ein Tag, wo sie denselben nicht die Haare durchkämmte, wo sie ihnen nicht zu wiederholten malen das Gesicht und die Hände wusch, am Ende jeder Woche, wurden wenigstens die Kleinen sämmtlich gebadet. — Ein unreinliches Kind schien ihr für sie selber der schimpflichste Vorwurf zu seyn. Sobald die größern im Stande waren, selber auf ihre Reinlichkeit zu sehen, so gewöhnte sie dieselbe, sich öfters, insonderheit frühe und nach Tische den Mund mit frischem Wasser auszuspülen, und sich Gesicht und Hände fleißig zu reinigen. Sie ermahnte sie nicht nur, immer auf ihre Reinlichkeit zu sehen, sondern sie lehrte sie auch diese Tugend, dadurch, daß sie ihnen ihr Misfallen an jedem Flecken auf dem Kleide, an jeder Unreinlichkeit des Körpers zu erkennen gab, daß sie ihnen sagte, wie ekelhaft und und unanständig dieses sey, — daß sie ihnen Vorsichtigkeit z. E. beym Essen und Trinken, um sich nicht zu beflecken, zeigte, und sie von solchen Orten und Beschäftigungen entfernte, wo sie sich leicht besudeln konnten. Wenn sie mit ihren Kindern aus-

gieng,

gieng, so rief sie ihnen anstatt sie ihrer Wege laufen zu lassen, immer zu, ihre Kleider zu schonen, die Schleppe aufzuheben, die besten Wege zu wählen, und es gelang ihr, diese an eine Ordnung zu gewöhnen, welche sie oft über die geringste Verunreinigung weinen machte. War diese muthwilliger Weise verschuldet, so war es oft Strafe für ein Kind ein solches Kleid länger tragen zu müssen, und diese Strafe that zuweilen gute Wirkung. Im gegenseitigen Falle kleidete sie ihre Kinder um, und ermahnte sie aufs neue zur Reinlichkeit. Ihr eigenes Beyspiel machte den größten Eindruck, und die vernünftige Denkungsart ihrer Herrschaft, die wohl wußte, wie viel bey Kindern in Ansehung ihrer Gesundheit, ihres Wuchses, ihres frohen Muthes auf Reinlichkeit ankäme, erleichterte ihre Bemühungen.

Neben der Reinlichkeit ist eine hinlängliche Bewegung insonderheit in der freyen Luft, für Kinder wenn sie gesund bleiben und stark werden sollen, unentbehrlich. Das immerwährende Sitzen an einem Ort, auf einer Stelle, vorzüglich in eingeschlossenen Zimmern ist für sie eben so schädlich als für erwachsene Menschen. Es verhindert ihren raschen vollen Wuchs, es benimmt ihrem Gesicht die lebhafte Farbe, — und ihren Gliedern die Stärke. Diejenige Kinder, die

die daher beständig an einem Orte sitzen bleiben, sind selten gesund, und anstatt sie wegen diesem ihrem ruhigen Wesen öfters zu loben, sollte man ihnen vielmehr diese, für sie so nachtheilige Sittsamkeit abzugewöhnen suchen, und sie zu einer öftern Bewegung nöthigen, oder freundlich zu überreden suchen. Es ist etwas anders, ein Kind gleichsam dazu zu gewöhnen, daß es beständig getragen seyn oder herumlaufen will: Diese Gewohnheit verursacht oft Müttern und Mägden die mühseligsten Beschwerden, und nicht selten sind sie selber daran Schuld: Ein anders ist es, die nöthige Bewegung eines Kindes, seiner eigenen Ruhe und Bequemlichkeit aufzuopfern. Dieß ist allemal unverantwortlich und von den schädlichsten Folgen. Manches elende, kranke, krummgewachsene Kind, hat oft über niemand zu klagen, als über seine eigene Mutter, oder über seine Wärterinn. Christinens Herrschaft war daher sehr darauf bedacht, daß es ihren Kindern nicht an der nothwendigen, gesunden Bewegung fehlen möchte. Christine ließ es auch ihnen darinne nicht fehlen. Sie trug ihre Kinder fleißig herum insonderheit in die freye Luft, und ihre Frau, die sich ihrer Kinder nicht schämte, und nicht zu bequem war, sie selber auf den Arm zu nehmen, wechselte mit ihr ab. War das Wetter nicht günstig, so gieng sie mit denselben im Hause herum, und gewöhnte sie selbst im strengen Winter an die rauhere Luft. Doch war sie auch hier vorsichtig, in-

sonderheit wenn Kinder kränklich waren, und setzte dieselbe nie zu lange, um nur ihre eigene Wege zu gehen, dem Wind und Regen, dem Frost und Kälte aus. Wenn die größern Kinder ihre Erholungsstunden hatten, gab sie sehr darauf Acht, daß sie ihr nicht aus den Augen kommen möchten: sie feßelte sie zwar nicht an ihre Hand, aber sie bestimmte ihnen einen gewissen Platz, wie weit sie gehen, wo sie spielen und herumlaufen dürften. Immerhin mochten sich diese lustig machen, aber das Heben schwerer Lasten, das Anklettern, das Springen über Gräbchen oder andere Dinge duldete sie nie, am allerwenigsten die Gesellschaft mit rohen lärmenden, wild herumrennenden Gassenkindern. Diejenigen Kinder, die zwar alleine noch nicht sicher gehen konnten, aber doch schon einige Fertigkeit darinn erlangt hatten, führte sie lieber oft mit vieler Beschwerlichkeit am Gängelbande herum, als sie in jenen sogenannten Gängelwagen einzuzwingen, in welchem zwar das Kind seine eigene Kräfte zum Laufen versuchen kann, an welchem es aber oft auch seine Brust zu sehr drückt, über welchen es, wenn es zu groß ist, bisweilen hinausstürzt, oder unter welchen, es wenn es zu klein ist, hinunter fällt, und mit welchem es nicht selten auf eine gefährliche Weise anstößt. Wenn die kleinern Kinder auf ihrem Wiegenpferde ritten, so ließ sie dieselben nie alleine, sie hob sie, insonderheit wenn die Sattelbretter hinten

und vorne zu hoch waren, hinauf und wieder herunter, damit sie sich durch das Auseinanderstrecken der Beine keinen Schaden thun möchten, — und nie duldete sie bey dieser Uebung jenen Ungestüm, bey welchem schon mancher Junge vor = oder rück = und seitwärts über sein hölzernes Pferd herunter gestürzt ist. Wenn sie ihre Kinder, in Korbwägen oder kleinen Kutschen herumführte, so machte sie ihnen zwar bisweilen die Freude, die auch für ihre körperliche Bewegung nicht undienlich war, etwas geschwind zu fahren, aber sie that dieß nur im Garten, oder in der gebretterten Haustenne, oder außerhalb der Stadt, wo der Boden eben und gerade war, niemals auf einer Straße die holpricht war, weil hier der Wagen leicht umgeworfen, und die Kinder aus demselben herausgestoßen werden möchten. Insonderheit war sie äußerst vorsichtig, wenn sie eine Ecke vorbey fuhr, oder an eine kleine Vertiefung kam, alsdenn sahe sie beständig nach ihren Kindern um, anstatt dieselbe wie ein unvernünftiger Zugochse, fortzuschleppen, ohne sich zu bekümmern, ob sie in Gefahr wären oder nicht. Niemals duldete sie es an den größern Kindern, daß sie die Kleinen in solchen Wägen führten, höchstens erlaubte sie ihnen an ihrer Hand die Wagendeichsel zu leiten, weil sie wußte wie manches Unglück schon dadurch angerichtet worden wäre. Jene Gewohnheit vieler Kinder und Geschwister, sich in einem

Kreis

Kreis herumzujagen, mit einander zu raufen und zu kämpfen, einander auf die Erde zu werfen, einander zu tragen und in die Höhe zu heben, — gab sie durchaus nie zu, nicht nur weil dadurch leicht ein Schaden entstehen könnte, sondern weil sie überhaupt leicht zu Ungezogenheit und Unordnung Anlaß geben konnten. Sie sahe bey jeder Erholung und Vergnügung darauf, daß die gehörigen Schranken nicht übersprungen wurden. Wenn solche Stunden der Erholung und Bewegung vorbey waren, so gewöhnte sie ihre Kinder wieder zur Ruhe, und diese folgten ihr gerne. Sie versprach ihnen, wenn sie folgsam wären, zu einer andern Zeit wieder mit ihnen zu gehen, und dieß hatte die gute Wirkung, daß sie selbst von den angenehmsten Zeitvertreiben, geduldig nach Hause giengen.

So lange Kinder gesund und munter sind, fühlen Dienstbothen, welche sie zu besorgen haben, nur den halben Theil ihres beschwerlichen Berufs, aber sie empfinden auch die Mühseligkeiten desselben doppelt, so bald diese krank werden, oder wenn sie schon gleichsam von ihrer Geburt an kränkeln. Jeder kranke Mensch pflegt andern durch die verursachte doppelte Bemühung, durch seine Unbehülflichkeit, — durch sein Klagen, durch sein verdrüßliches Wesen, — bis-

weilen beschwerlich zu fallen: dieß ist um so mehr der Fall bey kranken und elenden Kindern, die nichts von Geduld und Schonung anderer verstehen, — die ganz nach ihrem Gefühl, nach ihrer schmerzhaften Empfindung handeln, — die sich selber nicht zu helfen und ihr Leiden nicht zu erleichtern wissen, die oft nicht einmal sagen können, wo es ihnen fehlt, — und die deshalb oft doppelt wunderlich sind. Es gehört daher wirklich außerordentlich viel Geduld dazu, mit solchen Kindern umzugehen, um so mehr da man ihnen leicht unrecht thun, und eine gewiße Wunderlichkeit aus Noth und Schmerz, mit Eigensinn und Bosheit verwechseln kann. Ueberhaupt wollen Kinder in solchen Umständen oft ganz eigen behandelt seyn, und es gehört eben so viel Klugheit als erworbenes Vertrauen dazu, mit ihnen umzugehen. Christinen gelang es auch in diesem Punkt ihre Pflicht auf eine Art zu erfüllen, daß Eltern und Kinder mit ihr zufrieden waren. Ihr angebohrnes sanftes Wesen und ihr guter christlicher Sinn verschafften ihr bey der Ausübung der Geduld am Krankenbette solcher Kinder viel Erleichterung. Sie dachte sich es höchst unbillig, solche elende leidende Geschöpfe, wie es oft geschieht, ihren Unmuth entgelten zu lassen, und suchte sich gegen denselben, immer durch Vorstellungen, an ihre Pflicht und an ihren Christenberuf und Lohn zu waffnen. Sie ließ sich keine Mühe gereuen, und die Liebe zu ihrer

Herr=

Herrschaft und zu ihren Kindern erleichterte ihr manche schlaflose und beschwerliche Stunden. Es giebt oft kranke Kinder, die eine gewiße zuvorkommende scherzende Freundlichkeit eben so wenig, als ein finsteres Wesen an andern ertragen können: dieses, weil ein solches Betragen immer unangenehm ist, und jenes weil sie itzt, wie oft die Erwachsenen nichts von Freude und Scherz wissen wollen. Christine wußte sich in solche Kinderlaunen vortrefflich zu schicken. Sie vermied sorgfältig sie zu fragen, mit ihnen zu reden und zu scherzen, — wenn sie dieselbe verdrüßlich fand, — am allerwenigsten eigensinnig etwas von ihnen zu verlangen, das sie thun sollten — alsdenn überließ sie dieselben ganz ihren Willen, und schien sich, jedoch ohne finstere Miene, um sie gar nichts zu bekümmern. In weniger finstern Stunden gab sie ihnen ihr ganzes Mitleiden zu erkennen, fragte sie, wo es ihnen fehle, bedauerte sie, trug sie herum, ließ sie auf ihrem Schoos ruhen, setzte sich neben ihr Bette hin, und that ihnen alles zu Liebe. Statt jenes Mitleidens, das oft nur jammert und klagt, und dadurch den Kranken noch kränker macht, suchte sie bisweilen ihre Kinder zu zerstreuen, gab ihnen ihre Spielsachen, erzählte ihnen etwas und suchte sie auf andere Gegenstände aufmerksam zu machen. Solche günstige Augenblicke benützte sie auch dazu, ihren Kindern Arzney zu geben und ihnen dabey gewiß zu versichern, daß sie jetzt gesund werden würden, und

daß sie alsdenn bald würden ausgehen können. Sie räumte denselben alle solche Speisen und Getränke aus dem Wege, die für sie in ihren Umständen schädlich seyn möchten, damit sie durch den Anblick derselben, nicht zu einem Verlangen nach denselben gereizt würden; und befolgte ganz den Rath des Arztes und ihrer Eltern, ohne wie es oft Kindermägde giebt, Ausnahmen zu machen, und aus dummer Güte ihren Kindern etwas zu erlauben, was ihnen doch schädlich ist. Sie vermied sorgfältig alles, was einem Kinde unnöthigen Verdruß, Schrecken und Zorn verursachen konnte, sie suchte sie um so sanfter zu behandeln, zu heben, zu tragen, hinzusetzen, zu führen, je kränker sie waren. Wann sie nicht schlafen konnten, so war ihr dieß eben ein Beweis daß sie nicht wohl wären, — und anstatt mit ihnen zu zanken, ihnen zu drohen, oder wohl gar sie zu schlagen, — bemühte sie sich, dieselbe durch eine gehörige Stille oder durch Herumtragen, durch Erzählen und Singen in Schlaf einzuwiegen, — wachten sie wieder auf, — so ließ sie dieselben sich nicht beynahe außer Athem schreyen, sondern sie kam zu ihnen und suchte sie zu stillen. Sie glaubte ihre Sorgfalt und Liebe bey solchen kranken Kindern verdoppeln zu müssen, weil es leidende Menschen wären, und wurde dafür durch die Liebe ihrer Herrschaft und ihrer Kinder reichlich belohnt.

So wie nicht selten das Leben und die Gesundheit der Kinder von ihren Wärterinnen abhängt, so hängt auch öfters ein Theil ihres geistlichen Wohls von denselben ab. Sie haben auf jene, was ihre Verbesserung oder Verschlimmerung anbelangt, oft mehr Einfluß, als in der Folge ihre Lehrer und Erzieher; und so viel sie bey denselben zur Bildung eines guten Herzens und eines christlichen Sinnes beytragen können, so viel können sie auch verderben. Die ersten Eindrücke, welche ein Kind vom Guten und Bösen bekommt, sind die stärksten und haltendsten. Aller Unterricht durch Lehre und Ermahnung fruchtet nichts oder nur sehr wenig, wenn das Herz schon durch böse Beyspiele verdorben worden ist. Man findet Kinder, die schon frühe einen Sinn für Religion zeigen, welche die frömmsten Empfindungen blicken lassen; Aber auch Kinder, deren Herz gegen alle religiöse Gefühle verschlossen zu seyn scheint, und die schon frühe eine solche Verdorbenheit verrathen, die man sich kaum erklären kann. Zuversichtlich haben hieran Dienstbothen, freylich auch Eltern selber einen großen Antheil. Das Beyspiel verderbt die meisten Kinder. Daher suchte Christine ihren anvertrauten Kindern immer mit gutem Beyspiel vorzugehen. Von ihr war es ohnehin nach ihrer gottseligen Denkungsart nie zu erwarten, daß sie dasselbe etwas Böses sehen und hören lassen würde. — Sie konnte sich die Verantwortung derjenigen Dienstbothen nie schrecklich genug denken, die in

Gegenwart ihrer Kinder nicht nur Böses reden und thun, sondern auch dasselbe an ihnen dulden, die dazu stillschweigen und lachen, die oft sogar insonderheit erwachsene Kinder zum Bösen verführen und Anleitung geben, die sie lügen, stehlen, andere mishandeln und oft noch andere schreckliche Dinge lehren. Wie man so etwas thun konnte, das war ihr unbegreiflich, und ihr Unwille stieg einst aufs höchste, da ein etwas älterer Knabe ihr entdeckt hatte, was ihn eine andere Magd gelehrt hätte. Wann ihr Nebengesinde im Kinderzimmer, bisweilen mit einander scherzte oder zankte und schimpfte, wenn es über ihre Herrschaft oder andere Leute raisonirte und spottete, wenn es leichtsinnig bald dieses und jenes erzählte, wenn es mit Lachen und Gleichgültigkeit von Lastern und schlechten Handlungen sprach, wenn es sich seiner ausgeübten Streiche rühmte, so winkte sie diesen mit den Augen, oder bath sie in der Stille um Gotteswillen doch zu schweigen, und den Kindern kein Aergerniß zu geben. Sie suchte solche Eindrücke, welche dergleichen Reden und Gespräche auf ihre Kinder möchten gemacht haben, dadurch zu verlöschen, daß sie öfters zu ihnen sagte: „Nicht wahr? das war nicht schön gedacht und geredet?" So etwas müßt ihr um alles in der Welt nicht nachsagen und nachahmen. Sie erlaubte sichs öfters selbst von gewissen gleichgültigen Dingen nicht in Gegenwart der Kinder zu sprechen, am allermeisten hütete sie sich von andern

etwas übels zu reden, und ihren Kindern schlechte Handlungen, insonderheit von bekannten Personen zu erzählen, die freylich oft Abscheu gegen das Laster erregen können, die aber auch bisweilen mit dem Laster bekannt machen. Wenn sie an ihren Kindern etwas Böses sahe, und von ihnen hörte, so untersagte sie ihnen dasselbe mit Ernst und Liebe, sie warnte sie, machte ihnen ernsthafte liebreiche Vorstellungen, und suchte insonderheit alles Böse dadurch zu verhindern, daß sie ihnen sagte; Gott sehe und wisse alles, — und es sey eine große Sünde, wenn sie dieses und jenes thäten. Nie lachte sie zu einer begangenen Bosheit, sondern sie gab vielmehr dem Kinde ihr Misfallen in solchen Fällen mit einer ernsthaften und wehmüthigen Miene zu erkennen, und bezeigte darüber ein beschämendes Erstaunen. Nichts hielt sie für schädlicher, als die leichtsinnige Gewohnheit so mancher Kindermägde, — zu drohen und sich denn auf die Seite zu wenden, und zu lachen, etwas zu verbiethen und bey einer Uebertretung doch gleichgültig zu seyn — Heute etwas zu untersagen, und Morgen zu erlauben, — zu strafen und beynahe in diesem Augenblick wieder dem Kinde zu schmeicheln. Solche Kinder, sagte sie oft, wissen nicht, woran sie sind, und man macht sie ganz irre und leichtsinnig. Besonders suchte sie ihren Kindern eine wahre Gottesfurcht und Liebe zu Jesu einzuprägen. Sie erzählte ihnen oft von diesem großen, wohlthätigen göttlichen Mann, sie sagte

ihnen, daß er sie so lieb habe, — und daß sie ihn auch wieder lieb haben, und gute folgsame Kinder seyn sollen, denn werde er sie erst recht lieb haben, denn würde es ihnen wohlgehen, und sie würden einst zu ihm in seinen Himmel kommen, wo man es recht gut hätte, und wo es einem außerordentlich wohl seyn würde. Sie gewöhnte ihre Kinder auch fleißig zum Geberh, insonderheit Morgens und Abends; sie lehrte sie daher leicht verständliche Liederverse, die sie langsam, deutlich und andächtig hersagen mußten. Aber nie zwang sie ein Kind, am allerwenigsten durch Drohworte und Schläge, zum Gebeth, das schien ihr so widersinnig zu seyn, daß das Kind nothwendig dadurch die Lust zum Bethen verlieren müßte. Eben so wenig ließ sie ihre Kinder zu einer solchen Zeit bethen, wo sie entweder noch, oder schon schlaftrunken waren, wo man sich mit dem Anziehen derselben beschäftigte, oder wenn sie kurz vorher muthwillig gewesen waren. Sie hatte in diesem letztern Falle etlichemal bemerkt, daß die Kinder unter dem Gebethe gelacht hatten, aber sie that, als ob sie es nicht bemerkte, und weil sie sich diese Bemerkung aus keinem schlechten Herzen erklären konnte, so glaubte sie, daß hieran vielleicht ein Scherz oder Muthwille Schuld seyn möchte, den das Kind kurz vorher begangen, der demselben wieder einfiel, und der es jetzt zum Lachen bewegt hatte. daher ließ sie ihren Kindern Zeit, sich zum Gebeth zu sammeln, — sagte ihnen vorher, daß sie jetzt mit ein-

einander bethen wollten, — stellte sich selber andächtig neben sie hin, ermahnete sie andächtig zu seyn, und an nichts anders als an Gott zu denken, und, — so gewöhnte sie dieselben frühzeitig zu einer Uebung, welche so viel Einfluß auch auf Kinderherzen hat, und welche, wenn sie auf eine vernünftige Weise angestellt wird, so viel zu einem guten christlichen Sinn beyträgt. Es war einmal ein rührender Anblick, als ein kleines Mädchen zu Christinen kam, und ihr sagte, daß sie eben ohne Gebethbuch, — für ihre Eltern und auch für sie zu Gott gebethen hätte, um Gesundheit und einst um den Himmel. — Christine fühlte hier den Lohn für solche gute Anweisungen, insonderheit zum Selbstgebeth, und ließ eine Thräne fallen. Ach möchte es viel solcher Christinen geben!! —

Christinens Herrschaft durfte sich glücklich schätzen; eine Kinderwärterinn zu haben, die beydes für den Verstand und das Herz ihrer kleinen Familie so vernünftig sorgte, und die jede Anweisung von der Art, mit Kindern umzugehen zu ihrer eigenen Belehrung und zum Vortheil der Kinder so gern und gewissenhaft benützte. Ein Hauptvortheil für Christinen, den sie vor vielen andern Dienstbothen zum Voraus hatte, war freylich der, daß sie selber einen gesunden Verstand und eine gute Erziehung genossen hatte.

Daher war sie auch neben ihrem guten Herzen im Stande, mit Kindern vernünftig umzugehen: Dieß zeigte sie insonderheit auch dadurch, daß sie zu ihren Unterhaltungen mit diesen ganz andere Dinge wählte, als von vielen Wärterinnen gewählt werden. Es mag seyn, daß Kinder solche Erzählungen von Gespenstern, Hexen, Geistererscheinungen, Kobolten, Schatzgräbereyen, von Männern mit dem Kopf unter dem Arm, — von Jungfern mit dem Herz in der Hand, von andern schrecklichen abenteuerlichen Geschichten, und was dergleichen dummes einfältiges Zeug mehr ist, gerne hören; es mag seyn, daß man sie damit unterhalten kann, — und daß sie bey solchen Erzählungen, weil sie sonderbar sind, mehr aufmerken, als bey irgend einer andern Sache. Aber sie können von demselben nie einen Vortheil haben, desto beträchtlicher ist der Schade, der dadurch bey ihnen angerichtet wird, indem sie durch solches einfältige Zeug, abergläubisch und furchtsam gemacht werden. Dergleichen Dummheiten waren gänzlich aus Christinens Kinderstube verbannt, statt derselben erzählte sie ihnen von guten Kindern, von guten Menschen und andern Dingen, die sie einst gelesen, oder von dem Hauslehrer, während der Information ihrer Kleinen gehört hatte. Da Christine selber gute Natur und Religionsbegriffe hatte, so konnte sie auch dieselben ihren Kindern ohne Schaden mittheilen. Durch sie lernten sie Gott nach einer

ner sehr liebenswürdigen Vorstellung als Menschen-vater und Wohlthäter kennen, und sie vermied es sorgfältig, ihnen solche Begriffe beyzubringen, welche sie nothwendig gegen ihn wo nicht abgeneigt, doch furchtsam machen könnten. Sie redete lieber mit ihnen von der göttlichen Liebe, als von göttlichen Strafen. — Am allermeisten hütete sie sich dieselbe, mit Gott gleichsam zu schrecken, bey solchen Begebenheiten wie z. E. Gewittern, die ohnehin etwas fürchterlich sind, die wir aber vielmehr als Beweise seiner Güte und Weisheit anzusehen haben. Sie dachte in Erinnerung dessen, was ihr einst ihr vernünftiger Lehrer gesagt hatte, daß eine solche Furcht vor Gott, die uns bey dem Gedanken an ihn nicht wohl macht, nie mit der wohlthuenden Religion Jesu bestehen könne. — Bey solchen Gelegenheiten wo Kinder furchtsam waren, suchte sie ihnen ihre Furcht zu benehmen, dadurch daß sie selber, so wie z. E. bey einem Gewitter keine Furcht sich anmerken ließ, daß sie ihnen durch Verrückung des Lichts zeigte, daß die gefürchtete Sache nur ein Schatten sey, daß sie die Kinder zu diesem und jenem Gegenstand hinführte, der ihnen vorher so bange gemacht hatte, und ihnen zeigte, — es seye nichts schreckliches, — daß sie ihnen einen Lärmen, ein Gepolter aus natürlichen Gründen erklärte, und sie oft wegen ihrer Schüchternheit auslachte. Anstatt also die Furchtsamkeit ihrer Kinder, wie es öfters geschieht, durch

eigene Schüchternheit und andere dumme Vorstellungen zu vermehren, verminderte sie dieselbe, und ersparte dadurch denselben viel Angst und Aberglauben. Vorzüglich sorgte Christine für eine stete Beschäftigung ihrer Kinder, weil sie durch die Erfahrung belehrt worden war, daß sie dadurch vielen übeln Launen derselben, vielen Gelüsten und Muthwillen derselben vorbeugen konnte. Sie suchte ihnen daher immer Unterhaltung und Zeitvertreib zu verschaffen, entweder durch Erzählungen oder durch Fragen, — oder durch ihr Spielwerk. Selbst dieses wußte sie ihnen so nützlich zu machen als möglich, insonderheit die Bilderbücher, sie fragte nach dieser und jener Vorstellung, — sie erklärte ihnen, was sie nicht verstunden, sie ließ sich von ihnen aus denselben erzählen, und berichtigte ihre Begriffe. Insonderheit suchte sie auch dabey ihre Aussprache zu verbessern, und sie nicht an jene kindische Art zu reden, zu gewöhnen, welche Kindern nur durch die Gewohnheit derer, die mit ihnen umgehen eigen wird. Schon frühe gewöhnte Christine die ihr anvertraute Jugend zur Schamhaftigkeit. Sie ließ keines ihrer Kinder, selbst im Zimmer im blosen Hemd herumlaufen, und wenn sie sich unvorsichtiger Weise entblöset hatten, so gab sie ihnen einen ernsthaften Wink, sich zu bedenken. Wenn sie gewisse Theile ihres Körpers berührten, so sagte sie zu ihnen, das sollten sie ja nicht thun, weil sie sich

leicht

leicht schaden könnten, und weil es sich durchaus nicht schickte. Sie erlaubte den Knaben niemals sich in Gegenwart der Mädchen und diesen in Gegenwart jener, ganz aufzukleiden, — noch vielweniger bey einander in einem Bette zu liegen. — Wenn bisweilen gewisse Fragen an sie gethan wurden, so suchte sie ihre Kinder auf andere Dinge und Gespräche zu lenken, oder sie sagte; daß solche Fragen sehr unschicklich wären. Sie selbst war vor ihnen sehr behutsam, und entkleidete sich nie, bis sie alle im Bette schliefen. So wie sie überhaupt nichts Böses an den Kindern duldete, so gab sie es auch nie zu, daß sie einander nur im Scherz plagten und neckten; wenn eines das andere verklagte, — so gab sie zwar dem, das nach einer vorhergegangenen Untersuchung, offenbar unrecht hatte, einen Verweis, aber sie suchte zugleich beyde wieder mit einander auszusöhnen und gut zu machen. Niemals durften ihre Kinder von andern etwas Böses reden, über andere spotten, andern verächtlich begegnen. Sie fragte sie in diesem Falle, was denn solche Personen ihnen zu Leid gethan hätten? sie nahm jene in Schutz, — sie stellte ihnen vor, daß es ihnen gewiß nicht angenehm wäre, wenn man sie auch so spöttisch und verächtlich beurtheilte, wenn man ihnen so unhöflich begegnete, — sie sagte ihnen, daß sie dadurch sich bey andern verhaßt machen, und daß ein solches Betragen so wie überhaupt, also auch an den Kindern

sehr

sehr böse und unanständig sey, kurz, sie suchte ihre Kinder zu gutdenkenden Menschen zu bilden.

Nichts empfiehlt sowohl erwachsene Menschen, als auch Kinder, bey andern mehr als die Höflichkeit. Ein höflicher Mensch macht sich allenthalben beliebt, so wie ein grober überall anstößt und sich Feinde macht. Auch in dieser Tugend war Christine ein Muster. Sie glaubte ihre Kinder niemals zur Höflichkeit erziehen zu können, wenn sie ihnen nicht darinnen mit gutem Beyspiele vorgienge. Sie bemühete sich also, hauptsächlich in Gegenwart derselben, gegen jedermann so höflich zu seyn als nur möglich, ohne in jene Lächerlichkeit zu fallen, nach welcher man aus misverstandner Höflichkeit, dem Geringen wie dem Vornehmen begegnet, und seine Kunst nur durch ewige Bücklinge, Verneigungen und abgeschmackte Formeln auszuüben sucht. Christine bezeigte sich gegen geringe Personen liebreich, gegen ihres Gleichen freundlich, gegen Vornehme Hochachtungsvoll, gegen beyde gefällig, und so waren auch ihre Mienen, Worte und Handlungen beschaffen. Sie behandelte jeden im äußerlichen Betragen, wie er nach seinem Stande behandelt werden soll, und auch behandelt zu werden wünscht. Diese Höflichkeit erzeigte sie vorzüglich ihrer Herrschaft und jedem Menschen der ins Haus kam, sie erzeigte sie aber auch

ihrem Mitgesinde und ihren Kindern. Ohne in jenes affektirte Wesen zu verfallen, nach welchem manche Kinderwärterinnen oft die unmündigsten Kinder mit einem demüthigen Sie! anreden, sie als gnädige Fräulein, junge Herren tituliren, und denselben oft auf eine recht lächerliche Weise alle Ehre erweisen wollen, begegnete sie ihnen so, wie sie glaubte ihnen als Kindern vornehmer Eltern begegnen zu müssen. Es geschahe selten, daß sie mit ihnen in jenem vertrauten, oft ungesitteten Tone das Du sprach: am allerwenigsten that sie dieß bey den ältern Kindern und vor andern. Sie schien sich durch Vermeidung dieser Sprache selber vor einer gewissen Vertraulichkeit mit Kindern zu schützen, die oft zu allerley Grobheiten Gelegenheit giebt. Das, was sie von ihnen als Pflicht verlangen konnte, verlangte sie mit Freundlichkeit, für jede Gefälligkeit die ihr ein Kind erwiesen, dankte sie, und wenn sie wünschte, daß man ihr dieses oder jenes holen möchte, so bath sie darum, weil sie glaubte, dadurch die Kinder am besten zur Höflichkeit zu gewöhnen. Sie forderte aber von ihnen gegenseitige Höflichkeit, und lehrte sie diese auch gegen andere beobachten. Sie durften keinem Menschen, keinem Bettler grob begegnen. — Wer sie grüßte, den mußten sie wieder grüßen. — Dem Vornehmen mußten sie mit Höflichkeit zuvorkommen, und so jeder Person, die sie kannten. Wenn sie bey größern Personen waren, so hatte ihnen Christine öfters gesagt, daß sie andern nicht in die Rede fallen, nicht zu viel plaudern, nicht unnöthige Dinge fragen, sondern nur auf das ant-

worten sollten, wenn man sie fragte. Wenn sie in eine Gesellschaft eingeladen wurden, so sahe Christine sehr darauf, daß sie ein anständiges Compliment machten, daß sie ruhig wären, daß sie nichts forderten, sondern für alles dankten. Selbst ihren kleinern Freunden mußten sie mit Höflichkeit begegnen, und sie bekamen einen strengen Verweis, wenn sie nur jemand unfreundlich behandelt hatten. Eben so wurden sie auch als Geschwister zu einem höflichen Betragen gegen einander ermuntert. Keines durfte dem andern etwas nehmen, ohne es um Erlaubniß zu fragen, keines sich gewaltthätiger Weise an den Platz des andern setzen, keines dem andern etwas mit Ungestüm befehlen. Für jede gegenseitige Gefälligkeit mußten sie einander danken, darum bitten. Und es verschaffte andern wirklich viel Vergnügen, diese Kinder zu sehen, wie sie einander so artig begegneten.

Es steht zwar nicht immer in unserer Gewalt, allezeit heiter und guten Muthes zu seyn. Auch die frohesten Menschen haben bisweilen ihre Launen und verdrüßliche Stunden: aber so viel sollten wir immer über uns zu vermögen suchen, daß wir ein solches verdrüßliches Wesen nie überhand nehmen, und am allerwenigsten andere entgelten lassen. Dieß ist aber nicht selten der Fall bey Kindermägden, die in solchen Augenblicken mürrisch, unfreundlich, grob werden, und oft muß es das arme Kind büßen, was denselben Unangenehmes begegnet ist. Sind solche üble Launen vorübergehend, so haben sie weniger Schaden. Nehmen sie aber überhand, kommen sie öfters, und

der Dienstbothe läßt sich von denselben beherrschen, so sind sie sehr nachtheilig. Nicht nur, daß dadurch die unschuldigen Kinder manches leiden müssen, sondern solche verdrüßliche, zornige, unfreundliche Mienen, welche sie öfters sehen, prägen sich ihrem Gesicht ein, und unbemerkt oft geht jene Unzufriedenheit auch in ihre Kinderseelen über, wenigstens wird ihr froher Muth dadurch sehr vermindert. Es geht in diesem Falle den Kindern, wie es uns Erwachsenen geht. Wenn wir uns lange unter feindseligen, mürrischen Menschen aufhalten müssen, so werden wir nicht selten zuletzt auch mürrisch, und wir verlieren etwas von unserer natürlichen Heiterkeit. Im Gegentheil heitert uns der Umgang mit frohen, zufriedenen, freundlichen Menschen auf, und ihre Gemüthsart theilt sich gleichsam der unsrigen mit. Christine suchte daher ihre Kinder immer durch eine gewisse Fröhlichkeit und Heiterkeit bey gutem Muthe zu erhalten, und dadurch sich bey ihnen beliebt zu machen. Sie hatte selbst mit ihren Fehlern die äußerste Geduld und Nachsicht, ohne gegen dieselbe gleichgültig zu seyn. Ein Kind mit Schimpfnamen zu belegen, — oder zu schlagen, erlaubte sie sich nie. Jenes hielt sie ohnehin allemal für schädlich und pöbelhaft, — und zu diesem, glaubte sie, haben nur die Eltern ein Recht, welches diese auch nie, wenigstens nur in den seltensten Fällen, ihrem Gesinde übertragen sollten. Christine suchte sich durch diese Freundlichkeit bey den Kindern ein Vertrauen zu erwerben: aber sie beobachtete auch zur rechten Zeit wieder eine ernsthafte Zurückhaltung. Sie wollte von denselben geliebt, aber auch auf eine er-

laubte Art gefürchtet seyn. Sie stellte sich gegen jede Beleidigung derselben in Sicherheit, und duldete es durchaus nicht, daß man ihr schnöde begegnete. In diesem Falle drohte sie, solche Begegnungen den Eltern anzuzeigen, und sie that es auch zuweilen, doch so, — daß sie wieder für die Kinder in deren Gegenwart ein gutes Wort einlegte, und sich also dieselbe eher wieder geneigt als abgeneigt machte. Ihre Herrschaft unterstützte sie auch auf eine thätige Weise, und war mit ihr im höchsten Grade zufrieden.

Christine war ungefähr drey Jahre im Dienst ihrer Herrschaft gewesen, als ein rechtschaffener Mann um ihre Hand anhielt. Es that jener leid, einen so guten Dienstbothen zu verlieren, aber sie wollte ihrem Glück keine Hindernisse in den Weg legen. Christine wurde von ihrer Herrschaft an ihrem Hochzeit-Tage reichlich belohnt, und ihre Frau schämte sich nicht, sich bey ihr für ihre Treue und ihr Wohlverhalten zu bedanken. Diese und ihr Gemahl giengen auf die Hochzeit, — die kleine Familie vergoß bey ihrem Weggehen manche Thränen. Christine lebte mit ihrem Manne glücklich: denn sie konnte ein gutes Weib vorstellen, und hatte an ihm einen guten Ehegatten gefunden. Sie bekam Kinder, und erzog sie gut. Sie behandelte ihre Dienstbothen mit Vernunft. — Sie genoß allgemeine Liebe, und hatte immer noch freyen Zutritt in das Haus ihrer vorigen Herrschaft. Dienstbothen! wollt ihr glücklich werden, — ahmt ihrem Beyspiele nach!!! —

UGSBURG

Joseph

Pfeffingen

Landolf

Lanzüng

Wirschunn

Jakob

Januar

L. D.

Essich

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Essich, Johann Gottfried

Die gute Christine. Oder eine Geschichte für Dienstbothen, auch für Eltern und Herrschaften

Augsburg 1793

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 1604
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259701-2
VD18 11480688-003